Zeitgenossen.

Zweiten Bandes

Zweite Abtheilung.

Zeitgenossen.

Zweiten Bandes
Zweite Abtheilung.

Wilhelm Friedrich von Oranien,

als König der Niederlande

Wilhelm I.

Von

J. von Arnoldi.

Vorerinnerung.

Der Verf. der folgenden Darstellung hat in seiner schriftstellerischen Laufbahn die Aufmunterung genossen, daß seine, meist historischen, Arbeiten mit Beifall aufgenommen, von Kennern ihrer mit Lob gedacht worden. Dennoch würde er, in der schweren Kunst der Biographik ganz ungeübt, und nun fast am Ziele seines Lebens, sich nicht noch in ein neues Feld gewagt, am wenigsten an der öffentlichen Darstellung eines unter den Zeitgenossen in mehreren Rücksichten ausgezeichneten Monarchen sich versucht haben, fände er nicht in seinem eignen Leben gewissermaaßen den Beruf, für die Geschichte unsrer Zeit, für einen künftigen, würdigern Biographen, einzelne Züge und Umrisse in diesem Werke niederzulegen, wie sie nur ein Augenzeuge zu geben vermag, dem Wahrheit und Treue über Alles heilig, dem Nebenabsichten bei dieser Arbeit fremd sind, der von Schmeichelei stets entfernt war und noch ist.

Sieben Jahre lang genoß der Verf. das Glück, fast ununterbrochen an dem Hofe und in der Nähe dieses seltenen Mannes zu seyn; ihn fast täglich und oft Tage lang in seiner schönen Thätigkeit zu sehen; unter seinen Augen zu arbeiten, in seiner Hand das Werkzeug zur Ausführung so mancher edlen That, so manchen Plans

zur Beglückung seiner Länder, seiner Unterthanen zu seyn; seine Kenntnisse, seinen Scharfsinn, sein richtiges Urtheil zu bewundern; seine Regententugenden zu verehren. Der Verf. rechnet diese Jahre zu den angenehmsten seines Lebens, wenn sie gleich oft mühe- und sorgenvoll waren. Mit dem lebhaftesten Vergnügen erinnert er sich noch jetzt der vertraulichen Unterhaltungen mit dem Fürsten, unter vier Augen, über mancherlei interessante Gegenstände. Es waren dem Verf. wahre Erholungsstunden, nach einem unter schwerer Arbeit mühsam verlebten Tage.

Stürme der Zeit, große Veränderungen, haben ihn von der Person des Fürsten getrennt, in dessen Nähe er sein Leben zu beschließen gewünscht hätte. Aber froh genießt er des Glückes, stets von Wilhelm abhängig geblieben, nie in die traurige Nothwendigkeit gekommen zu seyn, irgend einem Napoleoniden dienen zu müssen.

Dillenburg im Decbr. 1816.

Wilhelm Friedrich von Oranien,

als König der Niederlande

W i l h e l m I.

Wenn gewisse Zeitabschnitte durch große Weltereignisse vor andern sich auszeichnen, so sind sie, nach der Natur der Dinge, auch vorzüglich reich an großen, merkwürdigen Menschen. Bei allem Einfluß, welchen wir einer höhern Weltregierung auf die Schicksale der Länder und Völker einräumen mögen, ist ja der Mensch das einzige, sichtbar handelnde Wesen, sey er es auch nur als Werkzeug. Reibungen zünden. Starker Druck regt die ruhenden Kräfte auf. Große Thaten werden Anlaß gleich großer, oder größerer. Unglück selbst giebt Vielen erst Gelegenheit, groß und edel zu erscheinen.

Aber die Weltgeschichte ist nicht immer gerecht. Freigebig zeigt sie sich mit dem Beinamen des Großen gegen den glücklichen Eroberer, oft nur Zerstörer des Menschenglücks. Sorgfältig bringt sie Namen und Thaten des Mannes auf die Nachwelt, der unter dem angenommenen Schein eines Völkerbeglückers nur seinem Ehrgeitz, nur seiner Raub- und Herrschsucht fröhnt; welcher, Menschenleben nicht achtend, mit dem Blute von Tausenden einen

halben Welttheil erkauft, Unheil in seiner Nähe, Schrecken und Entsetzen bei den entferntesten Völkern verbreitet, dem aber das Glück zur Seite steht, vielleicht nur, weil er zur Geißel einer verderbten Menschheit bestimmt war.

Sehr oft vergißt sie dagegen den Unglücklichen, mag er es auch ohne seine Schuld seyn, mögen nur Uebermacht, widrige unabwendbare Verhängnisse ihn niedergedrückt, mag er, auch in den Staub getreten, Beweise hohen edeln Muths, wahrer Seelengröße gegeben haben.

Auch Wilhelm Friedrich von Oranien wäre vielleicht, selbst von Zeitgenossen, kaum mehr genannt worden; nur im Vorbeigehen würde seiner vielleicht die Nachwelt gedenken: hätte das Schicksal ihn auf immer, wie er es in sieben verhängnißvollen Jahren war, auf kleine Besitzungen in fremden Reichen beschränkt; hätte nicht die gerechte — freilich oft spät wirkende — Nemesis das in Dresden ausgesprochene Verbannungsurtheil an dem ungerechten Urheber selbst und seinem ganzen Geschlechte vollzogen; wäre Wilhelm Friedrich nicht vom umgestürzten Fürstenstuhle auf einen neuen Königsthron erhoben worden.

Und doch stellt sich der Edelmuth und die Seelengröße dieses merkwürdigen Mannes wohl in keinem herrlichern Lichte dar, als gerade in dem Zeitabschnitte, in welchem der Glaube an ein ewiges Napoleonsches Reich in unserem Welttheile, die hochherzige, unerschütterliche Britannia ausgenommen, so ziemlich der allgemein herrschende war, in welchem Oraniens berühmter Name nur noch der Vorzeit anzugehören schien. Die Erzählung eines Augenzeugen mag reden. Dem Urtheile des Lesers soll hierdurch nicht vorgegriffen werden.

Wilhelm Friedrich ward als Erbprinz von Oranien-Nassau als wahrscheinlicher Erbe und Nachfolger seines Vaters Wilhelm V. im Haag (1772. 24. Aug.) in einem Zeitpunct geboren, welcher ihm eine glückliche Zukunft zu weissagen schien.

In Deutschland hatt' er einst das Erbtheil des Nassau-Ottonischen Stammes zu erwarten, ein Land, zwar klein im Umfang, aber wohlstehend durch Fruchtbarkeit des Bodens, oder den Gewerbfleiß der Bewohner; Unterthanen von einer Treue und Anhänglichkeit an ihr altes Fürstenhaus ohne Gleichen.

In den Niederlanden war er dereinstiger Erbe der noch immer zahlreichen und einträglichen Herrschaften oder Domainen des Oranischen Hauses, von den Voreltern theils erheurathet, theils durch Verdienste erworben. Die Abhängigkeit, in welcher sie von der Republik standen, verminderte wenig ihren Werth für den hohen Besitzer.

Ein noch glänzenderes Loos schien dem neugebornen Prinzen, als künftigem Statthalter der sieben vereinigten Provinzen, beschieden. Unter seinem glücklichen Großvater, welcher auch die früher unter vier Linien vertheilten deutschen Fürstenthümer wieder zusammen an seine, die Dietzische, Linie gebracht hatte, war die Erblichkeit dieser, vorhin von der freien Wahl einzelner Provinzen abhangenden, daher oft ganz unbesetzten, Stelle dem Hause Oranien in männlicher und weiblicher Linie (1747) feierlich übertragen worden. Zwar schien die statthalterliche Würde nur ein Staatsamt zu seyn. Sie war aber, theils durch ausdrückliche, theils durch stillschweigende Verwilligungen, mit großen Vorrechten, mit einer Gewalt, wie sie nimmer ein eigentlicher Staatsbeamte hatte, mit einem mächtigen Einfluß auf die wichtigsten Geschäffte verbunden. Die Land- und Seemacht stand fast in völliger Abhängigkeit von dem Statthalter, war ihm daher auch, zumal in Kriegszeiten, völlig ergeben. In den Verhältnissen und Unterhandlungen mit fremden Mächten ward er als wirkliches Oberhaupt des Freistaats angesehen. Der Hof war, dem Wunsch des Volks gemäß, an Glanz den königlichen gleich. Gemahlinnen aus Königshäusern verherrlichten ihn seit zwei Generationen noch mehr.

Zwar hatten um die nämliche Zeit, als Wilh. Friedrich unter solchen glänzenden Aussichten zur Welt kam, drei große europäische Mächte das Beispiel gegeben, ohne

Gebrauch oder Mißbrauch der Waffengewalt, ohne ein sogenanntes Eroberungsrecht, sich in einen fremden Staat zu theilen. Doch waren dadurch eigentliche Erbrechte nicht verletzt worden. — Ein deutscher Fürst hatte vollends — so erschüttert auch schon das deutsche Staatsgebäude in seinen Grundfesten war — in damaliger Zeit Verdrängung aus dem Erbe seiner Väter durch willkürliche Gewalt nicht zu fürchten. Die kleine freie Reichsstadt Bopfingen konnte, wie einer unserer ersten Geschichtschreiber sehr treffend sagt, um die Fortdauer ihrer Existenz in dieser Zeit noch eben so unbekümmert seyn, als die preußische oder russische Monarchie. — Gültige Ansprüche an den nassauischen Erbländern hatte Niemand. Die des Prätendenten, unter dem Namen des Prinzen von Nassau-Siegen bekannt, waren mehrmals schon richterlich verworfen worden.

In der niederländischen Republik waren zwar von ihrer Entstehung an Parteien gewesen. Auch jetzt hatte der Statthalter, besonders unter der Ritterschaft, und mehr noch in den Magistraten der größern Städte Hollands, Gegner. Eifersucht, Neid, Herrschsucht erregten Abneigung, weniger gegen den jungen Statthalter, als gegen die Statthalterschaft. Viele wünschten zu regieren, nicht regiert zu werden. Mancher hegte wohl schon in der Stille den Wunsch, die statthalterlichen Vorrechte zu beschränken. Noch ward es aber nicht gewagt, diesen Wunsch laut werden zu lassen. Die Stimme des Volks war für den Statthalter. Die für erblich erklärte Würde wieder aufzuheben, daran dachten wohl selbst die eifrigsten Republikaner noch nicht. Die persönlichen Eigenschaften Wilhelms — billig gibt ihm die Geschichte den Beinamen des Guten — hätten schon einen solchen Gedanken nicht aufkommen lassen.

Mit allgemeinem Jubel ward die Geburt des Erbprinzen in der ganzen Republik gefeiert. Seine vortreffliche Erziehung und Bildung hatte er vorzüglich seiner Mutter Friederike Sophie Wilhelmine von Preußen zu verdanken, einer ihres großen Oheims, Friedrich des Einzigen, würdigen Frau, von männlichem Geist, tiefdringendem Verstand und ausgebreiteten Kennt-

nissen. Seine ersten Lehrer waren Euler aus Zweibrücken, und später der auch als Schriftsteller bekannte Holländer Tollius, beide Männer von ausgezeichneter wissenschaftlicher Bildung. Dem Umstande, daß der letzte, als geborner Holländer, der deutschen Sprache nicht mächtig war, ist es wohl mit beizumessen, daß Wilhelm Friedrich sich in dieser Sprache nicht so geläufig, schön und richtig auszudrücken vermag, als in der holländischen und französischen, obwohl er nachher, als deutscher Fürst, diesem Mangel des Unterrichts durch eigene Anstrengung und Aufmerksamkeit noch möglichst abzuhelfen sich bemühete, was ihm auch so weit gelang, daß er es wohl manchem in Deutschland gebornen und erzogenen Fürstensohne noch zuvorthut.

Sein Führer ward der, während der Emigration eines Theils der Oranischen Familie nach Schleswig allda verstorbene, General von Stamford, ein Mann von hohem Ernst und großer Welt- und Menschenkenntniß, ein gründlicher Mathematiker und Tactiker, in allen Theilen der Literatur bewandert, besonders auch in Geschichte und Staatswissenschaften, mit der Politik der europäischen Höfe sehr vertraut, als Militär und Staatsmann gleich brauchbar, ein würdiger Vertrauter der Erbstatthalterin, welche sich auch seiner zu mehreren wichtigen Sendungen späterhin bediente. War etwas an diesem, in vieler Rücksicht merkwürdigen Mann, besonders als Prinzenerzieher, auszusetzen, so sinds wohl mancherlei Eigenheiten, ein ihn oft anwandelndes finsteres Wesen, und eine fast zu große Verschlossenheit, Alles zum Theil Folgen einer kränklichen, hypochondrischen Leibesbeschaffenheit. In diesen Fehlern mag es wohl hauptsächlich seinen Grund haben, wenn man bei dem Prinzen, als nachmaligen Regenten, eine an Geheimnißsucht grenzende Zurückhaltung, selbst gegen in Gunst stehende Staatsdiener, bemerkt haben will. Die letzte hätte wohl auf die Geschäffte oft nachtheilig einwirken können, wenn Wilh. Friedrich nicht selbst zu regieren und zu handeln Einsicht und Entschlossenheit genug gehabt hätte, so daß die etwaigen Mängel in den vorgeschlagenen Maaßregeln von ihm selbst ergänzt wurden. Auch war, jener Neigung Geheimnisse zu haben ungeachtet, in seiner Abwesenheit

dem zunächst unter ihm im Cabinet arbeitenden Staatsbeamten die Oeffnung aller einlaufenden Depeschen vergönnt, damit nicht irgend eine Angelegenheit verzögert oder versäumt werde. —

Der mit vortrefflichen Naturanlagen begabte Prinz mußte unter den Augen eines kenntnißvollen, durch unbeschränkte Herzensgüte ausgezeichneten, von seinen Unterthanen und dem niederländischen Volke geliebten Vaters, unter der Leitung seiner wahrhaft großen Mutter, unter wohlgewählten Lehrern und Führern, sich nothwendig zu einem künftigen vorzüglichen Regenten bilden. Von Staatsgeschäfften ward er, so bald es sein Alter erlaubte, nicht entfernt gehalten, wie leider noch an manchen Höfen, sey es aus Mißtrauen der Väter, oder aus Furcht ihrer Günstlinge und Minister, daß ihr Einfluß durch den des Thronerben geschwächt werden möge, zu geschehen pflegt. An ununterbrochene Thätigkeit von den ersten Jahren an gewöhnt, lernte der Prinz, wie aus der Geschichte, so aus Erfahrungen in der lebenden Welt, sich Lehren und Grundsätze für die Zukunft ausziehen. Selbst manche Fehler in der väterlichen Verwaltungsart — und welche Staatsverwaltung ist davon frei — entgingen mit ihren nachtheiligen Folgen seiner Aufmerksamkeit nicht. Tief prägte er sie sich ein, um selbst sie einst desto leichter zu vermeiden. — Anhaltende nützliche Beschäfftigungen ließen die an Höfen so gewöhnliche Sucht zu Vergnügung und Zeitverkürzung in seiner Seele nicht aufkommen. Keine Art derselben liebt Wilh. Friedrich leidenschaftlich. Kaum, und fast nur mit Zwang, genießt er sie zur nöthigen Erholung. Daher ist ihm auch alles, oft unvermeidliche Gepränge, als zeitverderbend, zuwider.

* * *

Auch kleinere Widerwärtigkeiten halfen die Bildung des Fürstensohns vollenden. Anschaulich lernte er früh den Unbestand menschlicher Größe und menschlichen Glücks erkennen. Leichtere vorübergehende Uebel machten ihn zu standhafter Ertragung künftiger schwererer, damals noch ungeahnter, Widerwärtigkeiten fähiger.

Der amerikanische Krieg gab zu dem Ausbruch innerer Unruhen in der Republik Anlaß. Schon längst stand diese nicht mehr auf der Höhe, auf der sie sich ein Jahrhundert früher befunden hatte. Mit anderen Nationen hatte sie nach und nach die Vortheile des Handels, welcher sich vorhin fast ganz in ihren Händen befand, theilen müssen. England besonders war als Seemacht zu einer Ueberlegenheit gekommen, gegen welche die der Republik nicht mehr bestehen konnte. Desto mehr reizte dieser Staat den Neid und die Eifersucht der holländischen Handelsleute. Was nicht mehr auf dem vormaligen Wege und fast durch Alleinhandel zu gewinnen war, suchten sie seitdem auf Schleichwegen zu ersetzen. In jedem Kriege, in welchen England mit andern Seemächten verwickelt ward, blieb es Grundsatz Hollands: neutral zu seyn, dagegen durch Verführung von Schiffbaumaterialien und andern Kriegsbedürfnissen in feindliche Häfen doppelten Gewinn zu ziehen. Es war vorauszusehen, daß dieses endlich zu einem Kriege mit England führen müsse. Die Gefahr ward drohender, als England mit seinen amerikanischen Colonieen und dem mit diesen verbundenen Frankreich und Spanien in einen langwierigen, hartnäckigen Kampf gerieth, und strengere Maaßregeln gegen die neutralen Seemächte auszuüben sich genöthigt fand. Früher und oftmals hatten zwar Wilhelm V. und sein weiser Rathgeber, Herzog Ludwig von Braunschweig, die Nothwendigkeit gezeigt, daß die Republik, um ihr Neutralitätssystem behaupten und ihren Handel schützen zu können, ihre See- und Landmacht wieder, wie vormals, auf einen achtungswerthen Fuß setzen müsse. Das verschiedene Interesse der einzelnen Provinzen erschwerte aber die Einstimmigkeit in den Beschlüssen. Das Beschlossene ward nur unvollständig, wegen Mangels der erforderlichen Mittel, vollzogen. Der Kaufmannsgeist war nur auf Gewinn, nicht auf Opfer gerichtet. Als jener Krieg ausgebrochen war, befand sich die Republik in einem wehrlosen Zustand. Dennoch wollte Amsterdam besonders dem durch Englands Uebermacht verbotenen Handel nicht entsagen. Der Verlust vieler nach feindlichen Häfen segelnden Schiffe war die Folge davon. Die Feinde der Erbstatthalterschaft suchten Wilhelm und dem Herzoge alle Schuld beizumessen, den ersten eines Einverständnis-

ses mit England verdächtig zu machen. Auch die Gemahlin des Erbstatthalters blieb nicht unangefochten. Am Ende des unbesonnenen Kriegs, in welchen der Eigennutz einiger Wenigen das unglückliche Volk verwickelt hatte, mußten auch noch Besitzungen in Ostindien abgetreten, und den Engländern Freiheiten zum Nachtheil des holländischen Handels eingeräumt werden (1784). Für den ungeheuren Verlust an Schiffen, Waaren und Geld erfolgte keine Entschädigung. Handel und Gewerbe kamen durch alles dieses in den größten Verfall. Indem die sogenannten Patrioten Wilhelm V. als den Urheber aller dieser Uebel darstellten, gelang es ihnen nach und nach, die Anhänglichkeit des leichtglaubigen, durch Nahrungslosigkeit leidenden, Volks an den Statthalter zu vermindern. Jetzt durften sie es wagen, die Vorrechte desselben immer mehr einzuschränken. Eine Verbindung mit Frankreich, das Werk des Ministers Vergennes, bestärkte sie immer mehr in ihren frevelhaften Anmaaßungen. Dem Erbstatthalter blieb nichts übrig, als den Haag mit seiner Familie zu verlassen. Eine Volksregierung, mit Bewaffnung der Bürger, trat ein. Die Verwirrung ward immer größer, der Streit beider Parteien heftiger, Aufstand, Mord, Plünderungen, wurden immer häufiger. Vergeblich bemühete sich Friedrich Wilhelms II. von Preußen würdiger Minister, Graf Görz, in Vereinigung mit dem französischen Gesandten Rayneval, einen Vergleich zu vermitteln. Die Aufhebung der Statthalterschaft ward (1787) förmlich beschlossen. Ein kühner Entschluß der Erbstatthalterin gab plötzlich der Sache eine günstige Wendung. Sie unternahm eine Reise nach dem Haag, um die Gegner vielleicht zu gemäßigtern Gesinnungen zu bewegen. Der Uebermuth der Patrioten kannte aber keine Grenzen mehr. Die Prinzessin ward unterwegs gefänglich angehalten, und nach Nimwegen zurückzukehren genöthigt. Umsonst forderte Friedrich Wilhelm zu wiederholten Malen Genugthuung wegen dieses unbesonnenen Frevels gegen seine Schwester. Ein preußisches Heer unter Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig rückte hierauf am 13. Sept. in Holland ein, und am 20. war der Erbstatthalter bereits wieder im Haag. Die alsbaldige Wiedereinsetzung in seine Rechte erfolgte. Durch ein Bündniß mit Großbritannien und Preußen ward die

vorige Verfassung sicher gestellt. Viele Anhänger der Gegenpartei verließen das Land.

So war auch für den jungen Wilhelm Friedrich diese erste Prüfung glücklich überstanden. Der Wohlstand des Oranischen Hauses schien fester, als je, gegründet.

Um sich weiter auszubilden, um deutsche Höfe zu sehen, um auch seine künftigen Erbländer kennen zu lernen, unternahm der Prinz, mit seinem Führer Stamford, im Jahr 1788 eine Reise nach Deutschland, und verweilte bis in den Herbst des folgenden Jahres zu Berlin und Braunschweig. Während eines Aufenthalts von einigen Wochen im Oranischen (im Sept. 1789), erhielt er die ersten Beweise der treuen Anhänglichkeit der Nassauer an ihr Fürstenhaus, und die Freude über seine Erscheinung war um so allgemeiner, als das Land seit einem halben Jahrhundert kein Glied der regierenden Familie gesehen hatte. — Nach seiner Zurückkunft benutzte er bis in das Jahr 1790 auf der vaterländischen Universität Leiden den Unterricht der dortigen berühmtesten Lehrer zur Erweiterung seiner Kenntnisse in allen einem Fürsten nützlichen Fächern.

Ein Jahr später erfolgte die Vermählung des Erbprinzen mit Friederike Louise Wilhelmine, König Friedrich Wilhelms II. von Preußen Tochter. Die reizende Gestalt, das liebliche, einnehmende Wesen der noch nicht achtzehnjährigen Fürstin gewannen ihr bald die Herzen der Niederländer, und noch werther ward sie diesem Volke, als sie im folgenden Jahre den nunmehrigen Kronprinzen gebar.

Ihr Gemahl machte sich inmittelst, nebst seinem späterhin als einen der ersten Feldherrn ausgezeichneten Bruder Friedrich, um die Verbesserung der holländischen Landmacht möglichst verdient. Wenn der Zweck nicht ganz und in dem Grade erreicht ward, wie es bald zur Bestehung des Kampfes mit einem furchtbaren Feinde zu wünschen gewesen wäre, so darf die Schuld den beiden

Brüdern nicht beigemessen werden. Ihre Einsichten, ihr Eifer, ihre Thätigkeit waren nicht vermögend, die großen Hindernisse zu besiegen, welche sich der Erreichung ihres Ziels von mehrern Seiten entgegensetzten.

Seit dem Aachener Frieden (1748) war die Republik in keinen Landkrieg verwickelt gewesen. Die Mißhelligkeiten mit Kaiser Joseph wegen der Barriereplätze, wegen der Scheldefreiheit, wurden nicht sowohl durch die Waffen, als in den Cabinetten zur Erledigung gebracht. — Der Antheil, welchen die Truppen im J. 1787 an dem Kampf gegen gewinnsüchtige Aristokraten und das von ihnen mißleitete Volk, an der Herstellung der Statthalterschaft und der Ordnung, genommen hatten, war gering. Das Patriotenheer bestand ohnehin aus einem rohen, ungeübten Haufen. Es war besiegt, sobald ihm die versuchte Durchstechung der Dämme keinen Schutz mehr gewähren konnte. So fehlte es also der Landmacht seit mehr als vierzig Jahren an eigentlicher Kriegsübung. Die Anführer und die gemeinen Krieger waren auf den Besatzungsdienst, auf Uebung und Erfahrung, wie sie auf den Parade- und Exercierplätzen zu erlangen sind, beschränkt. Die wenigen, vordem im Felde Geübten, drückte Alter und Schwäche.

Noch mehr. Der Staat war zwar vor Kurzem wiedergeboren, der Statthalter in seine Vorrechte wieder eingesetzt; aber sein Einfluß blieb immer beschränkt, seine Abhängigkeit von der eigentlichen Obergewalt, von den Stimmführern der einzelnen Provinzen, groß. Diese beseelte vielfältig noch der alte Geist. Friede, Neutralität, war der allgemeine Wunsch. Aber Einstimmigkeit und ernstlicher Wille fehlten, wenn es auf die Mittel, sich dabei zu erhalten, ankam, auf Opfer, die freilich doppelt empfindlich waren, seitdem die einzigen Erwerbsquellen des Handelsstaats nicht mehr so reichlich, als früherhin, flossen.

So kamen zwar, durch die Einwirkung der Oranischen Prinzen, mehrere Verbesserungen im Kriegswesen zu Stande; aber sie waren mit der Gefahr nicht im Verhält-

hältniß, welche aus dem Nachbarlande her immer drohender ward.

* * *

Als die französische Revolution ausgebrochen war, und selbst nachdem schon einige der ersten Mächte den blutigen Kampf mit Frankreich begonnen hatten, enthielt sich der niederländische Freistaat wohlbedächtig aller Schritte, welche den mächtigen Nachbar zu Feindseligkeiten hätten reizen können. Selbst der Handel mit der schon sehr entarteten Nation dauerte fort. — Doch der Uebermuth der französischen Gewalthaber kannte schon keine Grenzen mehr. Krieg war zu ihrer eignen Erhaltung nothwendig. Dem verblendeten Volke mußte auswärts Beschäfftigung gegeben werden, um das Elend im Innern zu vergessen, und seine Rache nicht gegen die Urheber zu wenden.

Hierzu kam noch, daß das Oranische Haus und dessen Anhänger an den nach Herstellung des Statthalters ausgewanderten Niederländern gefährliche Feinde hatten, welche mit den zurückgebliebenen Mißvergnügten geheime Einverständnisse unterhielten. Jene reizten den Nationalconvent gegen die in ihrem Vaterlande bestehende Regierung auf, und versprachen einem einrückenden Heere die kräftigste Unterstützung von Seiten ihrer Freunde im Lande. Diese Lockungen fanden desto leichter Eingang, als Hollands Reichthümer die schönsten Aussichten auf neue Hülfsquellen zur Fortsetzung des Kriegs dem Convent, den republikanischen Räuberhorden auf große Beute, darstellten.

Am 1. Febr. 1793 erklärte der Pariser Nationalconvent, doch nicht der niederländischen Republik, sondern dem Erbstatthalter, den Krieg. Im nämlichen Monate noch drang Dumourier mit seinem Heere und den um ihn versammelten Bataven in das holländische Brabant ein. Breda fiel durch Feigheit des Befehlshabers, Grafen Byland, ein Name, der sonst in den Niederlanden sehr geachtet war. Gertruydenberg und Klundert folgten. Willemstadt kam in Gefahr, Venlo und Mastricht wurden berennt.

Der Erbprinz war, ehe noch alles dieses erfolgte, zu einer Beredung mit dem kaiserl. Feldmarschall, Prinzen Coburg, über den Operationsplan nach Frankfurt gegangen, und kam erst am 2. März in den Haag zurück. Doch eilte er schnell seinem Bruder Friedrich nach, welcher in und bei Gorcum bereits Alles, was von Mannschaft vorerst zusammenzubringen war, versammelt hatte, und übernahm den Oberbefehl über die holländischen Kriegsvölker. Sein kleines Heer ward dann auch noch durch Truppen der verbündeten Mächte verstärkt, und im Haag selbst bot man Alles auf, die Prinzen mit Leuten und Kriegsbedürfnissen zu unterstützen, so weit es nur bei der steten Gegenwirkung der zahlreichen Feinde im Innern möglich war.

Die raschen Vorschritte der Verbündeten, mehrere glückliche Gefechte, besonders der Sieg bei Racour oder Neerwinden am 18. März über Dumourier, setzten indessen das kleine holländische Heer in Stand, von der Vertheidigung ebenfalls zum Angriff überzugehen. Breda und Gertruydenberg wurden schon Anfangs April wiedergenommen. Wilhelm Friedrich drang nach Flandern und über die Lys vor.

Eine umständliche Geschichte des im Ganzen glücklichen Feldzugs gehört nicht hierhin. Es sey genug, im Allgemeinen nur anzuführen, daß der Erbprinz, durch seine weisen Anordnungen und die Tapferkeit seiner Truppen, gegen die feindliche Uebermacht seine Stellung, obwohl unter fast täglichen Gefechten, den ganzen Sommer hindurch zu behaupten wußte, und die Nordarmee von dem Eindringen in Westflandern abhielt, dadurch auch die Fortschritte des Prinzen Coburg und den Fall mehrerer französischen Festungen sehr erleichterte.

Inzwischen hatte der Herzog von York im August die Belagerung von Dünkirchen auf der Landseite unternommen, ehe noch die zu seiner Unterstützung bestimmte englische Flotte angelangt war. Diesen Umstand benutzte der neue Befehlshaber der Nordarmee, Houchard. Nach viertägigen Gefechten (vom 8—12. Sept. 1793) mußte

sich die Belagerungsarmee, mit vielem Verlust an Menschen und Artillerie, zurückziehen.

Am nämlichen Tage, und, mit noch größerer Ueberlegenheit an Mannschaft und Geschütz, am folgenden (13. Sept.) fiel der Feind auf das zwischen Menin und Werwik aufgestellte niederländische Heer. Prinz Coburg hatte zwar zu dessen Unterstützung das Corps des Generals Beaulieu vorrücken lassen. Auch gab demselben der Erbprinz, nachdem er sich schon früher mit ihm zu Wewelghem über die nöthigen Maaßregeln besprochen hatte, frühzeitig genug von den begonnenen Angriffen Nachricht. Beaulieu schien indessen die Gefahr noch nicht für sehr dringend zu halten, und blieb ruhig in seiner Stellung bei Wewelghem. Bereits Morgens in der Frühe hatte aber der stärkste Anfall des Feindes auf den rechten Flügel, unter dem Prinzen Friedrich, bei Werwik den Anfang genommen. Mit der größten Unerschrockenheit, aber auch mit vielem Verlust an Menschen, war solcher einigemal abgeschlagen worden. Als aber immer neue feindliche Colonnen anrückten, und wegen der Ermüdung des Volks eine längere Vertheidigung der jetzigen Stellung unmöglich schien, entschloß sich endlich der Prinz zu einem langsamen Rückzug. Jetzt erschien endlich der kaiserliche General Kray, aber nur mit vier Schwadronen Dragoner und Husaren. Indem er jedoch versicherte, Beaulieu folge ihm mit seinem ganzen Heere, entschloß sich Prinz Friedrich zu einem neuen Angriff. An der Spitze der holländischen Garde und einiger andern Bataillone wollte er eine auf einer Anhöhe hinter einem Morast aufgestellte Batterie erstürmen. Kray's Schwadronen waren schon über den Morast vorausgeeilt, geriethen aber in ein Kartätschen-Feuer, und warfen sich nun auf die Gardebataillons zurück, welche dadurch in Unordnung geriethen. Während dem Friedrich dennoch, in Hoffnung auf die erwarteten Oesterreicher, gegen den eindringenden Feind die hartnäckigste Vertheidigung fortsetzt, wird er selbst schwer verwundet. Mit äußerster Anstrengung und großem Verlust konnte der Nachfolger im Oberbefehl, Graf Golowkin, kaum den Prinzen und die ganze Colonne retten. Währenddem waren die feindlichen Angriffe auf der ganzen Linie immer heftiger geworden. Vergebens hatte der

Erbprinz einmal über das andere den General Beaulieu zum Vorrücken dringendst auffordern lassen. Die abgesendeten Adjutanten kamen mit der trostlosen Antwort zurück, Beaulieu weigere sich aufzubrechen, ehe seine Leute abgekocht hätten. Es blieb nun, da der Feind sich immer mehr verstärkte, und nach fünfstündiger getäuschter Erwartung Beaulieu noch immer nicht erschien, nur der Rückzug übrig, der doch jetzt nicht anders als unter fortwährenden Gefechten und mit großem Verlust bewerkstelligt werden konnte. Der Erbprinz zog sich nach Gent, wo er seine Armee hinter der Schelde aufstellte, und alle Corps wieder an sich zog.

So entschied die Laune oder Trägheit eines Befehlshabers der Verbündeten über das Schicksal dieses Tages, welcher siegreich für diese hätte werden können; über das Schicksal und das Leben vieler Menschen, welche unnütz aufgeopfert wurden; vielleicht über den Erfolg des ganzen Feldzugs, von dem doch wohl noch erheblichere Vortheile, als der Besitz einiger eroberten feindlichen Festungen, zu erwarten gewesen wären, hätte nicht Prinz Coburg seinen Plan verändern, und sich mit seiner ganzen Macht dem weitern Vordringen des Feindes in Flandern vorerst entgegensetzen müssen.

Zwar ward Houchard wieder zurückgetrieben, und der Erbprinz vereinigte sich mit Coburg zur Belagerung von Maubeuge. Diese konnte aber, da des guillotinirten Houchards Nachfolger mit überlegner Macht herbeigeeilt war, nicht vollführt werden. Die Verbündeten gingen in der Mitte Octobers über die Sambre zurück, und bezogen, durch achtmonatlichen Kampf ermüdet, die Winterquartiere. Der Erbprinz begab sich im December nach dem Haag, um dort das Nöthige zum künftigen Feldzuge vorzubereiten.

Dieser ward bereits im Februar 1794 eröffnet. Außer dem ansehnlich vermehrten Heere der Niederländer erhielt Wilhelm Friedrich unter seinen Oberbefehl auch noch ein bedeutendes österreichisches Corps, welches General Haddick anführte. Mit dem größten Theil dieser Macht schloß der Erbprinz, nach Besiegung des sich ihm

entgegenstellenden Feindes, am 20. April Landrecies ein. Am 26. fing das Bombardement an, und ward mit solcher Heftigkeit und guter Wirkung fortgesetzt, daß die 7000 Mann starke Besatzung, da der mehrmals versuchte Entsatz nicht gelang, am 30. Apr. sich als kriegsgefangen ergeben mußte. Der Prinz erwarb sich dadurch großen Ruhm bei den verbündeten Heeren. Diese Eroberung schien der Unternehmung des Prinzen von Coburg gegen Cambray, wo der Feind großen Verlust erlitten, den besten Erfolg zu sichern, und den Weg nach Paris zu öffnen.

Bald nahm aber Alles eine sehr ungünstige Wendung. Von Westen drang Pichegru aus Flandern immer weiter vor, von Süden her Jourdan gegen die Sambre, nachdem der größte Theil der Coburgschen Armee sich dem ersten hatte entgegenstellen müssen. Inzwischen hatte Wilhelm Friedrich, nach dem Wunsch Kaisers Franz, über ein zusammengesetztes Heer von 50000 Mann, bei welchem sich die kaiserlichen Heerführer Alvinzy, Quosdanovich, Riesch u. A. befanden, auch sein Bruder Friedrich als General der Cavallerie angestellt war, den Oberbefehl übernommen. Zweimal glückte es ihm, Charleroi, dessen Besitz den Franzosen sehr wichtig war, zu entsetzen, und den Feind über die Sambre zurückzuwerfen. Prinz Coburg, um den Feind auf dieser Seite ganz zu verdrängen, erschien mit einer Abtheilung seines Heeres, und beschloß auf den 26. Juni einen allgemeinen Angriff. Dieser glückte auch auf dem rechten Flügel unter dem Erbprinzen so, daß dieser bereits mehrere Batterien erobert hatte und bis Marchienne au Pont über die Sambre und Charleroi hinaus vorgedrungen war. Hier erhielt er aber von Coburg die Nachricht, daß Charleroi vom Feinde erstürmt worden, und der linke Flügel bei Fleurus sich habe zurückziehen müssen. Dem Erbprinzen blieb nun auch nichts übrig, als die durch fünfzehnstündige Gefechte mit Blut errungenen Vortheile aufzugeben, und der Einladung von Coburg zufolge den Rückzug zu nehmen, welcher auch, ohne einigen Verlust, erst nach Heine St. Paul, und dann nach Roeulx, bewerkstelligt wurde.

Von da an beschränkten sich die Maaßregeln der kaiserlichen Heerführer fast nur auf Sicherstellung und Ret-

tung der ihnen untergebenen Macht. Zwar ward' im Hauptquartier Landen von sämmtlichen Oberbefehlshabern der Verbündeten noch der Schluß gefaßt, in den Ebenen von Neerwinden mit den vereinten Heeren den von allen Seiten andringenden Feind zu erwarten, und durch einen Hauptschlag dem Kriege vielleicht wieder eine günstigere Wendung zu geben. Dieser Beschluß ward aber nicht ausgeführt; sey es, daß Prinz Coburg, durch Befehle des Hofkriegsraths in Wien beschränkt, nichts mehr wagen durfte, oder der vereinten Macht Pichegru's und Jourdans nicht mehr widerstehen zu können glaubte. Statt nach jenem Beschluß noch einmal in offenem Felde den Ausschlag der Waffen zu versuchen, zog sich die österreichische Armee schnell über die Maas zurück. Am 21. Juli war Coburg mit dem Erzherzog Carl und dem ganzen Generalstaabe bereits in Mastricht. Alle Bestrebungen der Prinzen von Oranien konnten nicht verhindern, daß auch General Kray mit seinen Truppen, welche bis jetzt noch die Verbindung des niederländischen mit dem Coburgischen Heere unterhalten hatten, abgerufen ward.

Dem Erbprinzen mit den Niederländern, so wie dem Herzog von York mit den Engländern, Hannoveranern und Hessen, blieb nun auch nichts übrig, als sich dem Gebiete der Republik zu nähern. Beide waren aber schon durch die steten Gefechte sehr geschwächt. Der Erbprinz mußte auch noch einen Theil seines Volks zur Verstärkung der Besatzungen in den dem Angriff zuerst ausgesetzten Festungen verwenden. Was von der Landmacht im Innern zurück war, reichte nicht hin, die im Heere entstandenen Lücken wieder auszufüllen. Auch konnte nicht alles Kriegsvolk aus den holländischen Städten herausgezogen werden; denn in den größeren besonders fing die Partei der sogenannten Patrioten sich in dem Grade schon zu regen an, in welchem ihre Hoffnungen durch Annäherung ihrer Freunde stiegen.*) Von Seiten des Erbstatthal-

*) Jetzt wurden die nachtheiligen Folgen der fast übertriebenen Schonung, welche im J. 1787 gegen die ihrem Vaterlande so verderbliche Partei, hauptsächlich durch den Einfluß des zu Großmuth und Verzeihung nur zu sehr geneigten Erb-

ters und der Staaten geschah zwar alles Mögliche, um durch Werbungen in Deutschland, durch Aufgebot einer Miliz, den tapfern Feldherrn des Vaterlandes zu unterstützen. Alle diese Hülfsmittel reichten aber nicht hin, um den sich täglich mehrenden feindlichen Armeen sich noch ferner im Felde entgegen zu stellen. Die Hoffnung der wahren Vaterlandsfreunde mußte sich daher auf die Wirkung beschränken, welche eine nach Wien abgegangene englische Gesandtschaft haben würde. Sie sollte den Kaiser bewegen, zur Rettung der Niederlande, wovon das Schicksal Deutschlands zugleich abhing, alle Kräfte aufzubieten. Bis dahin, daß die Oesterreicher wieder zum Angriff übergehen würden, vertraute man auf die durch die Sorgfalt der oranischen Prinzen mit Allem wohl versehenen Grenzfestungen; auf die Gegenwehr, welche ein zwar kleiner, aber noch immer vom besten Willen beseelter muthvoller Haufen, unter dem Befehl einsichtsvoller, tapferer Feldherren, in Verbindung mit den wenigen zurückgebliebenen Bundsgenossen, hinter starken Verschanzungen dem andringenden Feinde entgegensetzen würde; auf die Ueberschwemmungen, ein schon mehrmals zur Rettung des Freistaats mit dem besten Erfolg angewandtes Mittel.

Aber Sluys in Flandern, bereits am 14. Juli zur Uebergabe aufgefordert, war, von aller Hülfe abgeschnitten, nach der hartnäckigsten Vertheidigung unter dem muthvollen van der Duyn, am 26. Aug. gefallen. Das starke, durch schöne Außenwerke und Ueberschwemmungen geschützte Herzogenbusch lieferte am 9. Oct., nachdem die eigentliche Belagerung kaum angefangen hatte, die — dem hessischen Heldengeschlechte sonst fremde — Feigheit des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Philippsthal dem

---

statthalters, gebraucht worden war, recht bemerklich. Hierüber klagten schon damals alle einsichtsvollen, echten Freunde ihres Vaterlandes! Es ist daher kaum erklärbar, wie neuerlich einer unsrer vorzüglichen Geschichtschreiber (Saalfeld allgem. Geschichte der neuesten Zeit I. 1. S. 457.) hat behaupten können, die oranische Gegenpartei sey mit einer an Grausamkeit grenzenden Härte unterdrückt worden??

Feinde in die Hände. — Mastricht, bereits im J. 1793 von dem Prinzen Friedrich von Hessen auf's tapferste vertheidigt, und auch nun schon seit drei Monaten bedroht und angegriffen, mußte den 7. Nov. an Kleber übergeben werden, als General Clairfait mit seinem Heere die Maas unerwartet verließ, und über den Rhein zog. — Nymwegen ward, als der Feind auch von Cleve her andrang, am folgenden Tage geräumt. Mehrere kleinere Festungen, auch Venlo, waren bereits in feindlichen Händen. Ein nächtlicher Angriff auf den Bommeler-Waard und das Fort St. Andries, wozu der berüchtigte Daendels gerathen hatte, ward zwar am 11. Dec. mit großem Verlust des Feindes abgeschlagen, mehrere mit Truppen beladene Schiffe auf der Maas wurden in Grund gebohrt; dagegen sah sich der tapfere Vertheidiger von Grave, de Bons, nachdem die Festung zehn Wochen eingeschlossen gewesen, und durch ein vier und zwanzigtägiges Bombardement fast ganz vernichtet war, am 30. Dec. zur Uebergabe gezwungen.

Mittlerweile hatte die strenge Kälte die Maas und Waal, sammt den Ueberschwemmungen, mit starkem Eis bedeckt, dem Feinde dadurch allenthalben Brücken gebaut. Pichegru benutzte sie zum Uebergang seines Volks und Geschützes Die festen Posten und Verschanzungen waren zum Theil schon verlassen, oder einem Angriff von der Seite und im Rücken ausgesetzt. Gorcum selbst, wo der Erbprinz bisher sein Hauptquartier gehabt hatte, konnte nicht lange sich halten. Ueberall war an eine ernstliche Vertheidigung am Leck, hinter welchen sich Alles, was vom niederländischen und dem Kriegsvolk der Verbündeten noch übrig war, zurückgezogen hatte, gar nicht mehr zu denken, wenn die Ueberschwemmungen dem schwachen Heere nicht mehr zur Unterstützung gereichen konnten. Ein Strahl von Hoffnung ließ sich blicken, als am 12. und 13. Jan. 1795 plötzlich Thauwetter eintrat. Der Feind kam dadurch in eine gefährliche Lage. Die Gemeinschaft zwischen den verschiedenen Abtheilungen seines Heers schien unterbrochen zu werden. Pichegru soll schon auf einen Rückzug gedacht, der zu Utrecht eingesperrte Araneologe, Quatremere d'Isjonval, aber durch sein, auf die Bewegung der Spinnen gegründetes Vorhersagen ei-

ner abermaligen Wetterveränderung, ihn davon abgehalten haben. Wie dem sey, am 14. trat neuer Frost ein, die Eisbrücken standen fester als je, dem Feinde war das ganze Land offen. Am 17. rückten die Franzosen bereits in Utrecht ein, und von da weiter gegen Amsterdam vor.

In Paris ward indessen durch die Abgeordneten des von seinen Bundesgenossen verlassenen Freistaats an einem Frieden unterhandelt. Der Erbstatthalter, dem eigentlich der Krieg erklärt war, wollte seinem Vaterlande, welches zu retten nicht mehr in seiner Macht stand, die etwaigen Friedensbedingungen nicht erschweren. Nachdem seine Söhne am 16. ihre Befehlshaberstellen niedergelegt hatten, erklärte er der Versammlung der Generalstaaten und der Staaten von Holland seinen Entschluß, die Republik zu verlassen, bis er ihr wieder nützlich seyn könne. Beide billigten dieses, in der vollen Ueberzeugung, daß seine Gegenwart keinen Nutzen zu bringen vermöge, wohl aber seine Person und seine Familie manchen Unannehmlichkeiten, von Seiten des Feindes, und mehr noch der erbitterten Gegenpartei, aussetzen, und zu schlimmen Auftritten zwischen den Parteien selbst Anlaß geben werde.

Auf neunzehn elenden Fischerpinken schiffte sich am 18. und 19. Jan. Wilhelm V. mit seiner Familie, seinem Gefolge und einigen treuen Anhängern zu Scheveningen, unter Thränen und Wehklagen seiner Freunde, nach England ein. Die kleine Flotte kam am 19. und 20. Jan. zu Yarmouth und Harwich ohne Unfall an. Die Gefahren und Beschwerlichkeiten einer solchen Reise in offenen, schwachen Fahrzeugen, zur ungünstigsten Jahreszeit, bei der strengsten Kälte, vermehrten die Theilnahme der wahrhaft großen und edlen Nation an dem unglücklichen Schicksal eines Fürstenhauses, das eines besseren würdig war, dessen Söhne, ihrer Jugend ungeachtet, in zweijährigem muthigen Kampfe für Europa's und ihres Vaterlandes Freiheit gegen ein entartetes Volk, den Ruhm des alten nassauischen Heldenstamms erneuert und befestigt hatten, deren widriges Geschick sie aber die verdienten Früchte ihrer Anstrengungen nicht ernten ließ. — Dem treuen Volke der Nassauer kam erst nach mehrern angstvollen Wo-

chen die frohe Kunde von der glücklichen Rettung der fürstlichen Familie zu. Viele hatten schon im Stillen über einen bevorstehenden Regierungswechsel geseufzt, den ein unglückliches Verhängniß über die Vertriebenen damals zur Folge gehabt haben würde, der aber doch nach zwanzig Jahren, unter andern Umständen und in einem Zeitpunct erfolgte, in welchem eine solche für den Regenten und die Unterthanen gleich schmerzliche Veränderung am wenigsten zu erwarten war.

* * *

Nach den Beschwerlichkeiten zwei ermüdender Feldzüge hätten die oranischen Brüder der Ruhe und der Erholung wohl genießen mögen, welche die Gastfreundschaft des englischen Hofes und der Nation auf der glücklichen Insel, in dem der oranischen Familie eingeräumten schönen Hamptoncourt, ihnen darbot. Gewohnter Thätigkeitstrieb ließ sie nicht rasten. Beide gingen nach dem festen Lande zurück, wo sich ausgewanderte Niederländer und Schaaren der ihrer zeitherigen Regierung treu verbliebenen Krieger um sie versammelten. Der Basler Friede zwischen Preußen und der französischen Republik vereitelte nur zu schnell den Plan, von der preußischen Grenze aus mit diesem auf Englands Kosten bewaffneten Kriegsvolk zur Befreiung des Vaterlandes mitzuwirken. — Was sich nicht in andere Heere zerstreute, ward nach England übergeschifft, und mit des Erbprinzen Einstimmung vorläufig zur Beschützung der Küsten gebraucht. Prinz Friedrich ging in österreichische Dienste über, wo er bald neue Lorbeeren errang.

Mit diesem Zeitpunct beginnt eigentlich Wilhelm Friedrichs politische Laufbahn, nachdem ihn das preußische Friedenssystem von dem Kriegsschauplatz abgezogen hatte. War gleich Großbritannien als die Hauptstütze des oranischen Hauses anzusehen, so verschwand doch mit Auflösung der ersten Coalition gegen Frankreich einstweilen die Hoffnung, daß die Niederlande bald wieder der feindlichen Macht entrissen werden könnten, zumal da Oesterreich seine Kräfte theilen mußte, um nicht über der ungewissen Wiedereroberung des verlorenen Belgiens seine

italienischen Besitzungen Preis zu geben, und den Feind von dieser Seite in die Erbstaaten eindringen zu lassen. — Preußens freundschaftliche Verhältnisse mit der fränkischen Republik gewährten dabei demselben einen mächtigen Einfluß auf die Angelegenheiten des festen Landes. Es war mehr als wahrscheinlich, daß der König solchen zum Besten der so nahe und doppelt mit seinem Hause verbundenen erbstatthalterlichen Familie wohl noch eher werde geltend machen können, als für dasselbe, den Umständen nach, Hülfe von Englands Macht zu erwarten war. In jeder Rücksicht konnte der Erbprinz keinen bessern Aufenthaltsort wählen, als Berlin. Hier war er den weitern Ereignissen auf dem Continente näher. Während die Eltern die Verbindung mit dem englischen Hof und Volke unterhielten; während dem sein Bruder sich um das Haus Oesterreich verdient machte und auf dessen Dankbarkeit sich Ansprüche erwarb, die für das künftige Schicksal Oraniens einst die nützlichsten Folgen haben konnten, erhielt die Gegenwart der erbprinzlichen Familie in Berlin das Interesse für das Haus stets lebendig. Sie erleichterte die Einwirkungen des jungen, aber kenntnißreichen und äußerst thätigen Fürsten auf das Berliner Cabinet. Von Berlin aus konnte der Erbprinz schnell auf dem Puncte eintreffen, wo bei glücklichen Ereignissen seine persönliche Erscheinung etwa nützlich werden mochte, ohne erst von den Zufällen einer Seereise abhängig zu seyn.

Als nächster Erfolg der Wirksamkeit des Prinzen für das Wohl seines Hauses mögen die Artikel des geheimen Tractats zwischen Preußen und der französischen Regierung vom 5. Aug. 1796 angesehen werden, nach welchen Oranien für seinen Verlust in den Niederlanden eine reichliche Entschädigung in Deutschland, mittelst der Bisthümer Würzburg und Bamberg, erhalten sollte. Die Vollziehung, zu welcher preußische Kriegsvölker bereit standen, blieb ausgesetzt; denn Wilhelm V. wollte nicht mit einem Einbruch in die ihm stets heilige deutsche Reichs- und Staatenverfassung und mit Secularisationen vorangehen, die doch später das Loos aller geistlichen Länder im Reiche, wohl nicht zum Nachtheil ihrer Bewohner wurden. Doch blieb er auch dann noch seinen Grundsätzen getreu. —

Gab es in den größeren politischen Angelegenheiten dieser Zeit einen Stillstand, so beschäfftigte sich der Erbprinz mit den Wissenschaften, oder suchte sich mit dem Zustand und der Verwaltung der väterlichen Erblande bekannt zu machen, ohne doch in die Regierung selbst sich einzumischen, was zuweilen wohl, bei der fortwährenden Abwesenheit des Vaters jenseits des Meeres, zu wünschen gewesen.

Um diese Zeit erkaufte Wilhelm Friedrich auch die polnischen Herrschaften des Fürsten Jablonowski in der Gegend von Posen. Ihre Bewirthschaftung, ökonomische Plane zu deren Verbesserung, Anlegung mehrerer Colonieen, ließen es dem Prinzen an Gegenständen zur Befriedigung seines großen Thätigkeitstriebes nicht fehlen. Doch wollte es mit den Colonieen, der bedeutenden Aufopferungen des neuen Gutsherrn ungeachtet, zum Theil wohl wegen der Uebereilung, hauptsächlich durch die Abneigung der deutschen Colonisten gegen die Gemeinschaft mit den Eingebornen, nicht sonderlich gelingen. Großmüthig hob er zum Besten der letzten die hergebrachte Leibeigenschaft in seinen Besitzungen gänzlich auf. — Dem Prinzen dienten diese Güter auch später noch zu einer angenehmen Erholung, und erzeugten bei ihm eine Liebhaberei an der Landwirthschaft, von welcher er gründliche Kenntnisse zu erlangen strebte, besonders als er mehrere Jahre nachher noch schöne Landgüter in Schlesien erwarb. —

Eine weitere Zerstreuung gewährte ihm die Theilnahme an der Erziehung seiner beiden liebenswürdigen Söhne, für welche er einen trefflichen Lehrer zu wählen wußte. —

Die Sorge für das künftige Schicksal seines Hauses ward von neuem reger, als endlich auch für das südliche Deutschland der Friedenszustand wieder einzutreten schien, und die Unterhandlungen zu Lüneville im Anfange des Jahres 1801 dem Abschlusse sich näherten. Jetzt fand der Prinz, der sich bis hierhin noch keines eigenen Geschäfftsmannes bedient hatte, doch nöthig, aus den Erbländern seines Vaters einen Staatsbeamten, dem er sein beson-

deres Vertrauen geschenkt hatte, zu sich zu berufen. Nach mannichfaltigen Veränderungen der vorigen Zeitumstände und Verhältnisse, war der frühere Entschädigungsplan nicht mehr durchzusetzen. Von der Oranischen allein konnte nun die Rede nicht seyn, da es sich um Ersatz für Alles, was deutsche Stände auf dem linken Rheinufer einbüßten, handelte. Zwar bot das auch zu Lüneville wieder angenommene Secularisationsprincip eine bedeutende Masse dar; groß waren aber auch die Vergütungsforderungen. Das Interesse so vieler durchkreuzte sich. Jeder wünschte seine Entschädigung zu finden, wo sie ihm am gelegensten schien. Bei Mächtigeren regte sich Vergrößerungsbegierde, über bloßen Ersatz hinausgehend. — Für Oranien konnte, wenn nun einmal an die Herstellung der Erbstatthalterschaft und Zurückgabe seiner schönen Domainen in den Niederlanden nicht mehr zu denken seyn sollte, wie immer wahrscheinlicher ward, eine Entschädigung nirgends nützlicher gefunden werden, als in den an das Erbland angrenzenden erzstiftlichen Staaten. Um ihren Besitz warben aber auch andere Nachbarn. Stimmen erhoben sich gegen das ob und das wie. Ueberall hätte man am liebsten die zwar an sich nicht zu verkennenden Ansprüche Oraniens wenigstens über die deutschen Grenzen hinausgewiesen. — Auch war der Einfluß des preußischen Cabinets auf die Machthaber in Frankreich nicht mehr so überwiegend, seitdem dieses sich seiner meisten Feinde entledigt hatte, wodurch Preußens Freundschaft an ihrem früheren Werthe verlor. Und während dem der Friede zu Amiens (1802. 25. März) zwar eben so, wie früher der Lüneviller, den Grundsatz aussprach, Oranien müsse entschädigt werden, schützte das Consulat die batavische Republik durch eine besondere Convention (27. März) gegen eine Entschädigung auf ihre Kosten.

So vermochten dann freilich die Klugheit und rastlose Thätigkeit des Erbprinzen nicht, alle diese Schwierigkeiten zu überwinden. War einmal die Aussicht auf die Niederlande verschwunden, so mußte in Deutschland angenommen werden, was von den Dienern des französischen Consulats nicht schon anderwärts verhandelt worden war, wollte man nicht leer ausgehen, oder, gleich andern deutschen Häusern, sich zur Erkaufung seines Rechts mit

schwerem Golde erniedrigen. Ohne diesen Handelsweg einzuschlagen, der durch Ueberbieten immer noch, selbst später in Regensburg, offen stand, nahm Oranien die zwar zerstückelte, doch verhältnißmäßige Entschädigung an, wie sie der Vertrag zu Paris vom 23. Mai 1802 zwischen Preußen und Frankreich bestimmte: Fulda, Corvey, Dortmund, Weingarten, Isny und Buchhorn. Statt der beiden schwäbischen Reichsstädte wurden durch den Reichsdeputationsschluß die Stifter: Hofen, St. Gerold, Bandern und Dietkirchen angewiesen. — Auf die Statthalterschaft und die niederländischen Domainen ward dagegen, durch den Pariser Vertrag, verziehen, indem zugleich der 9. Art. dem Erbstatthalter und seiner Familie den ungestörten Genuß ihrer fortwährenden und Leibrenten in der batavischen Republik förmlich zusicherte. Hierüber ward nach langen Unterhandlungen in Berlin und im Haag am 1. Aug. 1804 ein besondrer Vertrag*) abgeschlossen, wodurch die batavische Republik an Oranien in bestimmten Terminen fünf Millionen Gulden, als Abfindung, zu zahlen versprach. Napoleon, als Oberherr des sogenannten Freistaats, hintertrieb aber die Vollziehung dieses Vertrags, und das oranische Haus verlor dadurch auch sein beträchtliches Privateigenthum in den Niederlanden.

Der Erbstatthalter hatte inmittelst bereits am 29. Aug. 1802 die ganze Entschädigung, seinen alten Grundsätzen gemäß, an seinen Sohn, den Erbprinzen, abgetreten, welcher deswegen auch einen Bevollmächtigten an die Reichsdeputation nach Regensburg absandte, gegen Ende des Jahres allenthalben Besitz nehmen ließ, und seine Residenz in Fulda nahm.

Hiermit trat also Wilhelm Friedrich, im 30sten Lebensjahre, und nach achtjähriger Verbannung, in die Reihe der regierenden deutschen Fürsten ein.

* * *

*) Dieser Vertrag ist zuerst bekannt gemacht worden in H. Bosch e Geschiedenis der Staatsomwendeling in Nederland. II. p. 249 sq.

Es war an sich schon keine leichte Aufgabe für einen jungen, in Regierungsgeschäfften eigentlich noch gar nicht geübten Regenten, über anderthalb Hunderttausend Unterthanen zu herrschen, deren die meisten schon wegen der Religionsverschiedenheit mit einigen Vorurtheilen und mit Mißtrauen gegen ihren neuen Fürsten eingenommen seyn mußten; denen das in Erbstaaten gewöhnliche Gefühl der Anhänglichkeit und des Zutrauens zu ihrem Fürstenhause, welches dann bei einer Erbfolge von dem Vater auf den Sohn meistens übergeht, durchaus fremd geblieben; die Jahrhunderte lang an eine, immer etwas schlaffe, geistliche Herrschaft, oder, wie die Reichsstädter, an gar keinen eigentlichen Oberherrn gewöhnt waren; die in dem ihnen durch die Zeitumstände aufgedrungenen Herrn nur einen Fremden erblickten; über Länder zu herrschen, die, wenn gleich nicht von großem Umfange, doch einander sehr entlegen waren, und dennoch zu einem Ganzen verbunden seyn sollten; deren Einwohner, wenn gleich alle Deutsche, doch in Sprache, Sitten, Lebensart, Character, ganz verschieden, zu ganz verschiedenen Volksstämmen gehörten; Länder, die in Ansehung ihrer Verfassung und ihrer Rechte ganz von einander abwichen.

Zu allem dem kam noch hinzu, daß, bei verhältnißmäßig bedeutenden Einnahmen, auf den geistlichen Ländern doch auch schwere Lasten hafteten. Für zwei Fürstbischöfe mit ihren Domcapiteln, für einen Reichsprälaten mit seinem zahlreichen Convent, mußten beträchtliche Sustentationen ausgesetzt werden. — Die Dienerschaften waren sehr zahlreich, der brauchbaren Beamten darunter, nach Verhältniß der großen Schaar, wenig. Manche hatten — wie die Fuldischen Oberamtmänner — eigentliche Sinecurestellen. Unter den activen fanden sich viele als abgelebt, wegen Unthätigkeit, Mangel an Kenntnissen, oder Zweideutigkeit des Charakters, unbrauchbar. Sie mußten pensionirt, neue Diener dagegen wieder angestellt werden. — In allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung waren mancherlei Mißbräuche eingeschlichen; Bestechungen, Geschenke zu nehmen, bei den Richterstühlen, wie bei den Verwaltungsbehörden an der Tagesordnung, durch altes Herkommen gewissermaaßen privilegirt. — Die Rechtspflege war langsam, schlecht, dabei durch

unbeschränktes Sportuliren sehr theuer. — Der Fiscus befand sich fortwährend mit Landesgemeinden oder einzelnen Unterthanen in kostspielige Rechtshändel bei den Reichsgerichten verwickelt.

Wilhelm Friedrichs ausgezeichnete Talente, seine unermüdete Thätigkeit, schnelle Einsicht und ein richtiges Urtheil, Festigkeit des Charakters, ohne unfehlbar seyn zu wollen, Liebe zur Gerechtigkeit und weise Sparsamkeit, erleichterten sehr die Lösung einer so schwierigen Aufgabe, und entfernten schnell die meisten Hindernisse.

Der Hofstaat ward mit möglichster Beschränkung eingerichtet. Seiner Neigung nach würde der Fürst vielleicht noch größere Einschränkungen haben Statt finden lassen, hätte er nicht die nun einmal vorhandene Hofdienerschaft seines abgetretenen Vorgängers übernehmen und versorgen müssen. Die alten, zu unnützen Verschwendungen Anlaß gebenden Mißbräuche bei der Hofhaltung wurden abgeschafft. Die Mäßigkeit des Fürsten wirkte durch Beispiel auf die Umgebungen mehr als Verbote, und setzte den herkömmlichen Schwelgereien ein Ziel.

In damaligen Zeiten war es noch nicht Brauch, was erst mit den neuen Napoleonschen Souverainetäten aufkam, jedes kleine deutsche Land einen Staat zu nennen, und — was schlimmer ist — für diesen Staat im Diminutiv auch ein Staatsministerium zu errichten. Ein geheimer Referendair hatte den Vortrag bei dem Fürsten in eigentlichen Cabinetssachen, wozu doch auch Anfangs alle Angelegenheiten, welche die entlegenen einzelnen Besitzungen betrafen, gerechnet wurden. Die Fuldaischen wurden in dem Geheimenraths-Collegium verhandelt, in welchem der Fürst selbst den Vorsitz führte, und den oft viele Stunden lang dauernden Sitzungen mit ununterbrochener Aufmerksamkeit beiwohnte. Bei einem glücklichen Gedächtniß, bei der Gewohnheit, alle eingehenden Schreiben, Berichte, Bittschriften, selbst zu erbrechen und durchzugehen, blieb dem Fürsten kein Gegenstand fremd, keine Unrichtigkeit oder Unvollständigkeit im Vortrage ihm unbemerkt. Ueber wichtige Angelegenheiten pflegte er überdem mit den Departementsräthen außer den

Sitzun-

Sitzungen sich zu besprechen, wenn es auf Localität ankam, auch wohl selbst erst durch eigne Ansicht sich von der wahren Beschaffenheit zu unterrichten. Einem Fürsten, der an gewöhnlichen Belustigungen der Großen keinen Geschmack fand, der keine Art des Vergnügens und der Erholung leidenschaftlich liebte, in der Regel nur sehr kurz bei der Tafel verweilte, schon die frühen Morgenstunden zur Arbeit benutzte, konnte es nie an Zeit fehlen, sich in ein solches Detail der Geschäffte einzulassen, ohne daß dadurch der Geschäfftsgang im Mindesten verzögert ward. — Die häufigen mündlichen Unterhaltungen des Fürsten mit seinen Räthen hatten nebenbei auch noch den Vortheil, daß er jeden einzeln nach seinen Fähigkeiten und nach seiner Denkungsart genau kennen lernte. Wenn er daher, wie vielfältig geschah, zu irgend einer neuen Anstalt, oder Einrichtung, oder Verbesserung der bestehenden, die ersten Grundlinien des Plans zu Papier gebracht hatte, konnt' er sehr gut selbst denjenigen Geschäfftsmann auswählen, der zu dessen Bearbeitung am tauglichsten war. Er machte diesen dann gemeiniglich mit seinen Ideen erst bekannt, hörte dessen etwaige Einwendungen, änderte, wenn er solche erheblich fand, seinen Entwurf ab, und überließ demselben alsdann die weitere Ausarbeitung und den Vortrag in dem Departement, welches darüber ein Gutachten zu erstatten hatte. Die Freiheit der Meinungen ward dadurch im Mindesten nicht beschränkt, und dem Scharfsinn des Fürsten entging es nie, wenn etwa der eine oder andere, ohne völlige Ueberzeugung, seinen Ideen beizustimmen schien. Er unterließ dann nicht, selbst Einwürfe gegen seine Meinung zu machen, um dadurch desto freimüthigere und völlig unbefangene Abstimmungen zu veranlassen. Einmal nur erinnert sich der Verfasser einen Ausbruch des Unwillens bemerkt zu haben, als er selbst eine Meinung des Fürsten, welcher der ganze geheime Rath beistimmte, vielleicht mit zu weniger Mäßigung seines Eifers für Alles, was seiner Einsicht nach recht und gut war, bestritt. Der Fürst dachte zu edel und groß, um nicht am nämlichen Tage noch seine Uebereilung zu erkennen, und mit einer zuvorkommenden Erklärung, die seinem Herzen Ehre machte, das kleine Unrecht zu vergüten. —

Der Umstand, daß der Fürst wegen seiner Verbindung mit dem preußischen Hofe, und mehr fast noch aus Gefälligkeit gegen seine liebenswürdige Gemahlin, einen Theil des Winters in Berlin verlebte, hatte auf den eingeführten raschen Geschäfftsgang fast keinen Einfluß, und unterbrach noch weniger die zusammenhängende und genaue Bekanntschaft des Fürsten mit allen Regierungsangelegenheiten. Nach wie vor wurden dann alle eingehenden Sachen in dem Cabinet abgegeben. Die wenigen ausgenommen, worüber das Geheimeraths-Collegium während der Abwesenheit resolviren durfte, ward schriftlich, oft mit Beischließung der Acten über jeden Gegenstand, berichtet; die für das Cabinet gehörigen schickte der die Stelle des Ministers vertretende Geheimerath mit kurzen schriftlichen Vorträgen ein, denen der Fürst seinen Entschluß auf dem Rande eigenhändig beischrieb. Die Resolutionen liefen in der Regel schon mit einer der nächsten Posten ein. In jedem, nur einigermaaßen eilenden Falle, durfte der Aufwand mit Staffetten nicht berücksichtigt werden. Diese Art der Geschäfftsbeförderung behielt selbst ihren ungestörten und schnellen Fortgang, als der Fürst in dem unglücklichen Kriege des Jahres 1806 mehrere Monate bei der preußischen Armee im Felde stand. —

Jedem Diener und Unterthanen war der freie Zutritt zu dem Fürsten auf alle Art erleichtert, selbst in Rücksicht der Kleidung, welche die gewöhnliche seyn konnte. Der Fürst schien nicht zu wollen, daß ein Geschäfftsmann durch den Anzug nur etwas von seiner Zeit verlieren sollte, wenn er in Dienstsachen ihm etwas zu hinterbringen, oder Verhaltung bei ihm einzuholen hatte. Ein Zug mag hier seine Stelle finden, der zugleich die Humanität des Fürsten charakterisirt. — Sehr oft und zu jeder Tageszeit, zuweilen schon in den frühesten Morgenstunden, ward der Verfasser zu ihm gerufen, wenn er schnell von etwas unterrichtet seyn, oder dessen Meinung über etwas hören wollte, oder ihm einen Auftrag in einer eilenden Sache zu ertheilen hatte. Oft ward derselbe aber auch, zuweilen wohl noch im Nachtkleide, von dem Fürsten selbst in seiner Wohnung überrascht, wenn er ihn mit vieler Arbeit überladen wußte, um ihn nicht noch länger durch den Anzug und den Hin- und Hergang zu unterbrechen. —

So leicht es übrigens Jedem war, den Zugang zum Fürsten zu erlangen, und Gehör zu finden, so war er doch von der — den zugänglichen und gutherzigen Großen oft eigenen — Schwachheit entfernt, auf einseitige Klagen und unbescheinigtes Vorbringen sich zu übereilten Entschlüssen verleiten zu lassen. Dagegen mußte ihm, wenn die Sache dringend schien, alsbald schriftlicher oder mündlicher Vortrag darüber geschehen, und die Behörde, welche es anging, hatte ernstliche Ahndung zu erwarten, wenn sie sich eine Verzögerung zu Schulden kommen ließ. — Da es bald bekannt ward, wie ernstlich der Fürst möglichst schnelle Erledigung der Rechtssachen sowohl, als der Regierungs- und Verwaltungsangelegenheiten wollte, und daß die, wovon er einmal Wissenschaft hatte, seinem Gedächtniß nicht wieder entgingen, so trat jener Fall nicht leicht ein.

Um auch seine auswärtigen Besitzungen näher kennen zu lernen, bereiste Wilhelm Friedrich mit seiner Gemahlin im Sommer und Herbst des Jahres 1803 Corvey, Dortmund und Weingarten. Nichts entging der Aufmerksamkeit des Fürsten, dessen nähere Kenntniß ihm zur Erfüllung seiner Pflichten nützlich schien. Allenthalben war die ungeheuchelte Freude der Unterthanen bei der Erscheinung des neuen Landesherrn sichtbar. Aus kurzer Erfahrung wußten sie doch schon, daß dieses Fürsten Erklärung, für das Wohl seiner Unterthanen väterlich sorgen zu wollen, mehr als leere Floskel gewöhnlicher öffentlicher Ankündigungen und Patente war, an die leider in manchen Fällen schon am nächsten Tage nicht mehr gedacht wird. Selbst die abgegangenen Regenten, der edle von Lünink in Corvey, und der würdige Greis Anselm in Weingarten, empfingen ihren Nachfolger mit einer Zutraulichkeit und Herzlichkeit, wie sie dessen großmüthiges Benehmen verdiente.*) — Durch Wohlthaten, durch mancherlei nützliche Anordnungen, durch die Herablassung und Güte

*) Dem ehrwürdigen Prälaten in Weingarten war nicht einmal eine bestimmte Pensionssumme ausgeworfen. Er konnte für sein Bedürfniß über die Casse frei disponiren, machte aber von dieser Verwilligung einen sehr bescheidnen Gebrauch.

des fürstlichen Paares, wurden vollends die Herzen gewonnen. Auch nach der unglücklichen Katastrophe blieb das oranische Haus in gesegnetem Andenken. *)

Neuerungen, wie sie wohl bei späteren Länderveränderungen nur der Neuheit wegen, oder aus Laune, Statt fanden, waren nicht im Geist Wilhelm Friedrichs. Das Alte mußte, nach sorgfältigster Prüfung, entschieden schlecht und untauglich befunden werden, wenn es einer neuen Einrichtung Platz machen sollte. Auch mußte, um keine Lücken entstehn zu lassen, wodurch anderwärts manch Unheil angerichtet wird, das bessere Neue erst genugsam vorbereitet seyn, ehe an die Wegräumung des Bestehenden Hand angelegt ward. — Eben so wenig war das Princip der Einheit und Gleichförmigkeit, womit in unsern Tagen großer Unfug getrieben wird, die Richtschnur des Fürsten. Darum erschollen auch nicht, wie anderwärts, Klagen über Einzwängung in fremde Formen, über Verletzung urkundlicher Rechte, über Aufdrängen fremder Gesetze und Gewohnheiten, über Verwandlung des Eigenthums eines Landestheils in Gemeinguth des Ganzen. Jede einzelne Besitzung behielt ihre eigenthümliche Verfassung und Rechte. So bildeten sie freilich keinen sogenannten Staat; aber alle fanden sich glücklich unter dem Schutz und der Vorsorge ihres geliebten Regenten.

Es würde zu weit führen, wenn hier im Einzelnen alle die nützlichen und guten Einrichtungen aufgezählt werden sollten, durch welche Wilhelm Friedrich, während seiner kurzen Regierung, der Wohlthäter seiner Länder ward, und die — weil die erste Idee zu den meisten sein eignes Werk war — seinen Beruf, Völker zu regieren, vollkommen beurkunden. Nur einiger mag hier gedacht werden; sie sind zugleich Beweis der Uneigennützigkeit des Fürsten.

---

*) Als den Verf. im Jahr 1810 ein Zufall wieder nach Weingarten führte, erhielt er die rührendsten Beweise von der Anhänglichkeit der Einwohner an ihren vorigen Fürsten und von ihrem Schmerz über die Trennung von ihm.

In Fulda bestand seit der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine Universität. Der Stifter wollte damit wohl nur seine Eitelkeit befriedigen, denn er so wenig, als seine Nachfolger, waren darauf bedacht gewesen, diese höhere Lehranstalt auch zu dotiren. So fehlte es denn an Mitteln, geschickte Lehrer anzustellen und zu besolden. Die Lehrstühle wurden deswegen mit Männern besetzt, die bereits andere Anstellungen hatten und davon ihren Gehalt zogen. Die Juristenfacultät z. B. bestand aus Mitgliedern der Regierung. Da geschah es denn, daß diese doppelten Personen bald die eine, bald die andre Stelle vernachlässigten, je nachdem sie durch Neigung, oder durch Aussicht auf Vermehrung ihres Einkommens sich leiten ließen. Von Fremden ward dann auch diese Universität, der es an allen sonstigen, zur wissenschaftlichen Bildung nöthigen Anstalten fehlte, wenig besucht. Für die Einländer brachte sie manche nachtheilige Wirkung hervor. Viele widmeten sich den Wissenschaften ohne wahren Beruf, nur weil sie ihnen künftig Brod geben sollten. Bessere Köpfe begnügten sich, oder Eltern, Vormünder nöthigten sie, sich mit dem, wenn gleich dürftigen und mangelhaften, Unterricht in der Vaterstadt zu begnügen, weil er wohlfeiler und bequemer, als auf auswärtigen Akademien zu haben war. Wer Gönner hatte, oder auf verwandtschaftliche Verbindungen rechnen konnte, gelangte doch zu einer Versorgung, wenn seine Kenntnisse gleich nur mittelmäßig waren. Da sich die untern Lehranstalten auch in einem elenden Zustand befanden, so darf es nicht befremden, daß von den Landesbeamten die wenigsten selbst ihre Muttersprache richtig schreiben konnten. Ihre ganze Bildung war, da viele nie über die Grenzen ihres Vaterlands hinausgekommen waren, sehr einseitig und klösterlich. — Alle Stimmen vereinigten sich, daß die Universität dem Lande mehr Schaden als Nutzen bringe. An ihrer Stelle ward ein Lyceum errichtet, welches mit dem schon vorhandnen Gymnasium in Verbindung stand. Unter der Direction des von Prag einberufenen bekannten Meißners, und seines Gehülfen Gierig, ward hier von trefflichen, theils inländischen, theils aus dem Auslande berufenen Lehrern, in allen Vorbereitungs-Wissenschaften gründlicher Unterricht ertheilt. —

Eine andre, gleich nützliche Anstalt war die Errichtung eines Landkrankenhauses in dem vor der Stadt auf einem freien, etwas erhabnen Platz gelegenen schönen Capuzinerkloster, mit einer daran stoßenden geräumigen Kirche, in welcher ebenfalls Krankensäle eingerichtet wurden, und einem großen Garten.

Der Reichsdeputationsschluß vom Jahr 1803 gab den Landesherren das Recht, die in ihren Landen befindlichen Stifter und Klöster zur Verbesserung ihrer Finanzen einzuziehen. Wilhelm Friedrich bediente sich dieses Rechts in Ansehung der beiden reichen Stifter Raßdorf und Hunfeld im Fuldischen, doch nicht zu seinem, sondern seines Landes Vortheil. Jene beiden Institute wurden mit diesen Stiftsfonds ausgestattet, um so ihre Dauer desto fester zu gründen. Das Lyceum erhielt daneben noch ein sehr schönes Domainengebäude in der Stadt, dessen zweckmäßige Einrichtung, so wie die sehr kostspielige des Krankenhauses, überdem noch auf die öffentlichen Cassen übernommen ward. Und doch hätte der Fürst wohl Grund genug gehabt, seine Domainialeinkünfte mit denen der eingezognen Stifter zu vermehren. Denn außer den oben berührten geistlichen und weltlichen Pensionen, womit seine Casse schwer belastet war, hatte er auch eine beträchtliche Leibrente übernehmen müssen, welche durch französische und russische Verwendung dem unter dem Namen des Prinzen von Nassau-Siegen bekannten nassauischen Prätendenten in dem Pariser Tractat vom J. 1802 zugesichert war. — Dennoch haben wohl Uebelunterrichtete ihm den Vorwurf der Kargheit machen wollen. Diesen Namen verdient aber die weise Sparsamkeit nicht, die stets Maxime seines Lebens war, und eine der ersten Tugenden eines guten Regenten ist. Der Verfolg dieser Darstellung wird noch mehr Belege hierzu liefern.

* * *

Wenige Monate des vierten Regierungsjahrs waren verflossen, als ein plötzlicher Tod den Vater, Wilhelm V., in Braunschweig wegraffte (9. Apr. 1806.) Dem Erbprinzen fielen dadurch früher, als er es wünschte, auch die nassauischen Stammländer zu. Der Verlust eines

Vaters, den er zärtlichst liebte, war ihm sehr schmerzlich. Auch gaben die Entschädigungsländer dem thätigen Fürsten immer noch Beschäfftigung genug. Noch manches Gute sollte erst ausgeführt werden. Der Sorgen für das Erbland wäre Wilhelm Friedrich noch gern enthoben geblieben.

Bald stiegen drohende Gewitterwolken über Deutschland, über Preußen besonders, und damit auch über das mit demselben so eng verbundene Oranien auf. In dem durch den Frieden zu Presburg (26. Dec. 1805) kaum geendigten österreichischen Kriege hatte Preußen Schritte gethan, die zwar dem Ehrgeiz und der Vergrößerungssucht Napoleons Schranken setzen, und für erlittene Beleidigung Genugthuung verschaffen sollten, als halbe Maaßregeln aber ohne Wirkung blieben, dagegen die Rachsucht des stolzen Corsen zu sehr gereizt hatten, um nicht Alles von deren Ausbruch fürchten zu müssen.

Der berüchtigte Rheinbund war gleichsam der Prolog zu dem großen Trauerspiele, welches bald folgen sollte. Möchte doch aus dem Buche der Geschichte die Schandthat getilgt, und ewig der Nachwelt verborgen werden können, daß durch Eitelkeit und Vergrößerungssucht geblendete deutsche Fürsten und Staatsmänner sich als Werkzeuge gebrauchen ließen, jenen heillosen Bund und damit die Fesseln zu schmieden, in welchen sie selbst mit dem ganzen Deutschland so lange schmachten mußten!

Der Prinz war eben mit dem Wohl seiner neuen Unterthanen beschäfftigt, als ihm die erste Kunde von dem, was in Paris vorging, obwohl in sehr dunkeln und geheimnißvollen Ausdrücken, mit der dringenden Einladung zukam, sich ebenfalls schleunigst dort einzufinden. Dieses sollte das einzige Mittel seyn, die ihm sonst drohende Gefahr abzuwenden. Dem vielleicht gutgemeinten Rath lag doch wohl nebenher die Absicht unter, Oranien von der Verbindung mit dem verhaßten Preußen abzuziehen. — Der Prinz konnte sich nicht entschließen, dem übermüthigen Gebieter über das Schicksal der alten deutschen Fürstenhäuser sich, gleich mehrern seiner Mitstände, persönlich zu Füßen zu werfen, oder auch nur einen Gesandten

abzuschiken. Wer es redlich mit Fürsten und Vaterland meinte, konnte ihn darin nur bestärken. Doch mußte einer seiner gewandten Geschäfftsmänner nähere Erkundigung über das, was vorging, an Ort und Stelle einziehen. Die Verhandlungen in Paris, man konnte sie wohl eine Verschwörung gegen Deutschlands Existenz und Freiheit nennen, wurden sehr geheim betrieben. Selbst Lucchesini konnte nichts Bestimmtes darüber erfahren. Doch war das Wenige, was der Abgeordnete hatte erforschen können, schon hinreichend, um für das oranische Haus, wenn es den Verschworenen sich nicht zugesellen wollte, Alles fürchten zu müssen. Das preußische Ministerium hielt zwar das alles für leere Gerüchte. Lucchesini und Haugwitz konnten sich nicht überreden, daß ohne Vorwissen und Zustimmung des Königs eine völlige Zernichtung der zeitherigen Reichsverfassung unternommen werde. Die Besorgnisse verwandelten sich doch nur zu schnell in traurige Gewißheit.

Wilhelm Friedrich war kaum von Berlin, wo man seinen Nachrichten keinen Glauben beimaß, zurückgekommen, als (23. Jul. 1806) ein Abgeordneter der fürstlichen Stammsvettern die am 12. Juli vollzogene Bundesacte überbrachte, und den Prinzen mit dem Schicksal seiner Erblande bekannt machte. Die Fürsten von Nassau-Usingen und Weilburg hatten sich mit dem Emporkömmling Murat, der neun Jahre später als Verbrecher in Italien endete, in die Hoheit über die alten oranischen Länder getheilt. Die Oberherrschaft über das schöne Weingarten hatte sich der neue König von Würtemberg von der Gnade Napoleons erbeten. Wegen Fuld war noch nichts entschieden. Trat Wilhelm Friedrich dem „nichtswürdigen“ Bunde bei, so durfte er zum Sündenlohn auf Vergrößerung in Hessen oder Franken rechnen. Bei fernerer Weigerung war Fuld dem Churfürsten von Hessen zugedacht, doch auch nur, wenn er sich unter das Joch des großmüthigen Protectors und Garants der deutschen Freiheit beugen würde.

Mit einer Würde und Kälte, wie sie den großen Mann bezeichnet, empfing der Prinz diese Botschaft, die ihn mit der Rückkehr in den Privatstand bedrohte, deren

empfindlichste Seite war, daß blutsverwandte und erbvereinte Fürsten an dieser beispiellosen Willkür und Ungerechtigkeit Theil hatten. Selbsterhaltung sollte diesen auffallenden Schritt entschuldigen.

In der Berathschlagung mit seinen Vertrauten setzte der Prinz selbst, mit der Einsicht und dem Scharfsinn des vollkommensten Staatsmanns, die wahrscheinlichen Folgen einer ablehnenden Antwort auseinander, schilderte aber auch eben so treu und wahr den Geist des neuen Bundes, den nun einer der Urheber selbst „nichtswürdig und absurd" nennt, dem richtiger der Name einer Unterwerfungsacte gebührte. Als wahrhaft politischer Seher sagte der Prinz voraus, wie der herrschsüchtige Corse, dessen Inneres er während eines früheren Aufenthalts in Paris durchschaut hatte, seine sogenannten Bundsgenossen, eigentlich nur seine Satrapen, als Werkzeuge seines Ehrgeizes und seiner unbändigen Eroberungssucht mißbrauchen, welch Unheil er dem ganzen Deutschland, und, über dessen Grenzen hinaus, auch andern Staaten, durch diesen heillosen Bund bereiten werde. *)

Das Resultat dieser mitternächtlichen Berathung war: es sey besser mit Ehren zu fallen, als den berühmten Namen Oranien, durch eigne sclavische Unterwerfung unter fremdes Joch, zu schänden.

Mit einer ablehnenden Antwort ward am folgenden Morgen der nassauische Abgeordnete entlassen. Eine wiederholte Einladung zum Beitritt von Seiten eines der verbündeten Höfe, änderte den Entschluß nicht. Eben so blieb ein Antrag Murats, durch den bekannten französischen Divisionsgeneral Klein, unberücksichtigt. Wilhelm

*) Der Verf. dieser Darstellung darf sich wohl rühmen, unter allen deutschen Schriftstellern vielleicht der einzige gewesen zu seyn, der — obwohl damals temporairer Unterthan des Königs von Westphalen, und unter besondrer Aufsicht der hohen Polizei — es wagte, den Rheinbund öffentlich, was und wie er war, zu schildern. Man sehe den, doch nur verstümmelt abgedruckten, Aufsatz in der Minerva 1808. Juni. S. 492—508: Deutschlands Regeneration.

Friedrich sollte zu Gunsten des Abenteurers auf seine Erblande, mit Einschluß der ihm in der Bundesacte vorbehaltenen Domainen verzeihen, und dagegen zu seiner Entschädigung Würzburg als Herzogthum empfangen. Zweifel an der Ewigkeit eines Napoleonschen Reichs mögen wohl damals schon den Wunsch Murats erzeugt haben, sich das zusammengeraubte Großherzogthum durch urkundliches Recht zu sichern.

Aus den verlornen Ländern ward inmittelst noch zu retten gesucht, was nur möglich war. Mehr hätte geschehen können, wäre nicht die Anhänglichkeit und Liebe zur alten Regierung durch Furcht vor den neuen Gewalthabern überwogen worden. Menschlicher Schwachheit muß in solchen Fällen viel verziehen werden.

In Ansehung Fulds minderte sich die anfängliche Besorgniß. Churfürst Wilhelm von Hessen hatte noch genug alten deutschen Sinn, sich durch die angebotne Vergrößerung zur Beraubung seines Nachbarn und Mitstandes nicht verführen zu lassen. Eben so wenig war er geneigt, sich durch den Beitritt zum Bunde abhängig zu machen.

Von dieser Seite beruhigt, ging Wilhelm Friedrich in den ersten Tagen des Augusts nach Berlin ab. Daß er sein Land nicht wiedersehen werde, daran ward noch nicht gedacht. Nur auf den Fall, daß ein neuer Krieg ausbrechen würde, waren mehrere Sicherheitsmaaßregeln vorläufig angeordnet. Und daß ein Krieg zwischen Preußen und Frankreich unvermeidlich sey, ward täglich wahrscheinlicher; entschieden alsdann aber auch, daß der Prinz als Inhaber eines preußischen Regiments und Generallieutenant, bei dem preußischen Heere im Felde mit auftreten werde. Daß der Ausgang auch für ihn so unglücklich seyn werde, war kaum zu erwarten.

Als erste Grundlage zu dem unglücklichen Erfolg ist anzusehen, daß der projectirte nordische Bund, durch die Unentschlossenheit der Churfürsten von Sachsen und Hessen, nicht zu Stande kam. Das von letzterm angenommene — zum Theil wohl durch die besten Absichten motivirte — Neutralitätssystem brachte die ganze Sache in eine noch

schlimmere Lage. Das Schwankende in den Beschlüssen und Maaßregeln des preußischen Cabinets, die Wahl der Feldherren, die Zögerung der russischen Heere, vollendeten das Unglück.

Wilhelm Friedrich stand bereits in den ersten Tagen des Septembers mit der seinem Befehl untergebnen Abtheilung des rechten Flügels der Hauptarmee zwischen Magdeburg und Erfurt. Einen ganzen Monat lang ward dem Feinde Zeit gelassen, seine bis an den Bodensee zerstreuten Kriegsvölker zu sammeln, und durch die aus den neuen Bundesstaaten zusammengetriebenen zu verstärken. Von dem, was im südlichen Deutschland, am Rhein und Main vorging, ward keine Kundschaft eingezogen. Als dem Prinzen von der eiligen Durchreise Napoleons durch Würzburg (1. Oct.) von Fuld aus die Nachricht zukam, war dem Oberfeldherrn noch unbekannt, daß der Kaiser sich bereits auf dem rechten Rheinufer befinde.

Die Erzählung der Kriegsbegebenheiten, der für das preußische Heer so unglücklichen Schlachten bei Auerstädt und Jena, wird hier billig übergangen. Der Prinz von Oranien mußte mit einem bedeutenden Corps, statt sich auf dem kürzesten Wege nach Magdeburg durchzuschlagen, dem alten Feldmarschall Möllendorf nach Erfurt folgen. Durch Alter, das Unglück der Armee und eine Verwundung ganz niedergeschlagen und muthlos, wollte der einst glückliche und berühmte Feldherr auch von einer Vertheidigung, die wenigstens eine beträchtliche Abtheilung des feindlichen Heeres unter Murat noch mehrere Tage beschäfftigen und aufhalten konnte, nichts hören. *) Der Prinz hatte den Verdruß, nach dem Befehl seines Chefs nun auch noch die Capitulation unterzeichnen zu müssen,

---

*) Der Verf. fand ihn am 25. Oct. in Erfurt auf einem Ruhebette, an Geist und Körper sehr schwach, von einer französischen Ordonnanz bewacht. Der Franzose hatte doch die Höflichkeit, sich aus dem Zimmer zu entfernen. Der ganz entkräftete Greis beklagte unter häufigen Thränen seinen Jammer, den unglücklichen 14. Oct. überlebt zu haben. Vom Prinzen konnt' er mir keine Nachricht geben.

welche ihn mit dem ganzen Corps in feindliche Kriegsgefangenschaft brachte.

Von dem Generalgouverneur Clarke, jetzigen Kriegsminister in Paris, ward dem Prinzen, auf sein Ehrenwort, doch gestattet, zu seiner Gemahlin zurückzukehren und im Preußischen sich aufzuhalten. Alle Gemeinschaft mit Fuld war aber abgeschnitten.

Hier blieben vom 10. Oct. an alle Diener und Unterthanen über das Schicksal ihres geliebten Fürsten in der peinlichsten Ungewißheit. Erst am 22. erfuhr man durch den eine Colonne preußischer Gefangener begleitenden General von der Weid, daß der Prinz zu Erfurt auch in Gefangenschaft gerathen, Was weiter aus ihm geworden, was sein Land zu hoffen oder zu fürchten habe, konnte der General nicht angeben. — Für alle Landesbehörden war dieser anarchische Zustand, besonders in einem so kritischen Zeitpuncte, höchst beunruhigend. Der genannte General, ein Schweizer, doch in die Napoleonschen Grundsätze eingeweiht, wollte schon die behauptete Neutralität eines Landes befremdlich finden, dessen Fürst, doch nicht als Fürst, sondern als General in fremdem Dienste, gegen den großen Kaiser zu fechten unternommen habe.

Um diesen Verlegenheiten vielleicht ein Ende zu machen, um Verhaltungsbefehle in einer Lage einzuholen, welche bei der Abreise des Fürsten freilich nicht vorauszusehen gewesen war, unternahm es der Verfasser, mit einem Paß vom Geheimenraths-Collegium versehen, den Prinzen aufzusuchen, und ihm nöthigen Falls durch die feindlichen Heere zu folgen.

Der humanen Aufnahme ungeachtet, welche derselbe bei Clarke fand, der hohen Achtung unangesehen, womit dieser von den Talenten des Fürsten sprach, war doch die sclavische Furcht des Mannes vor dem Despoten, dem er diente, zu groß, als daß der Verf. die Erlaubniß zur Fortsetzung seiner Reise hätte erwirken können. Selbst sein Günstling Harbaur, der ihm von Paris her bekannte Leibarzt des Prinzen, den Clarke als Hausarzt und Freund

bei sich zurückgehalten hatte, vermochte nicht, ihm die Bedenklichkeiten auszureden.

Der Verf. mußte nun mit einem, auf die gerade Straße nach Fuld lautenden Passe seine Rückreise antreten. Ein Versuch, von Gotha aus über Langensalza und den Harz den französischen Truppen nach Braunschweig vorzueilen, und von da nach Berlin zu kommen, mißlang ebenfalls, und der Verf. mußte sich glücklich schätzen, durch die Unkunde der ihm aufstoßenden französischen Befehlshaber den Unannehmlichkeiten zu entgehen, welche ihm die Abweichung von der vorgeschriebenen Reiseroute leicht hätte zuziehen können.

Inmittelst hatte Marschall Mortier nach einem Napoleonschen Beschluß, welcher den Prinzen, so wie den Herzog von Braunschweig und den Churfürsten von Hessen ihrer Länder und der Regierung, mit Hintansetzung aller völkerrechtlichen Grundsätze, verlustig erklärte, von Fuld (27. Oct.) Besitz genommen, und dem französischen Kaiser huldigen lassen. Der erste Act der neuen Regierung war die Ausleerung aller öffentlichen Cassen. Das Eigenthum des Fürsten war vor dem Ausbruch des Kriegs bereits, so weit es thunlich war, in Sicherheit gebracht. Wenn einige Undankbare aus der höhern Stiftsgeistlichkeit, und gerade solche, welche an dem oranischen Hofe immer besondre Auszeichnungen genossen hatten, und, wie alle, sehr pünctlich und reichlich bezahlt worden waren, bei dem französischen Marschall über Verkürzung zu klagen nicht errötheten, von ihm aber hören mußten: er finde ihre Pensionen nur zu hoch; wenn der bischöfliche Capellan Pfaf (gewiß zur Mißbilligung seines Bischofs, der das Unglück seines Nachfolgers aufrichtig bedauerte) bei der Einführung des neuen Gouverneurs von der Kanzel herab über Bedrückungen der Kirche und des Landes unter der protestantischen Regierung redete, von seinen Zuhörern selbst aber sich Lügen strafen lassen mußte; so betrauerte dagegen die Mehrzahl den Verlust eines Fürsten, der seit vier Jahren für das Wohl seiner Unterthanen so thätig gewesen war, der selbst von den reichen Domanialeinkünften aus Weingarten so viel zur Erleichterung Fulds und zur Beförderung nützlicher Landesanstalten aufgeopfert hatte. Den

deutlichsten Beweis solcher dankbaren Gesinnungen gab das Land, als es am Ende des Jahres 1813 bei den verbündeten Monarchen durch eine nach Frankfurt abgeschickte Deputation um die Herstellung Wilhelm Friedrichs ansuchen ließ.

Dem Verlust Fulds folgte bald auch der von Corvey, Dortmund und der Grafschaft Spiegelberg, welche nach dem Tilsiter Frieden dem ephemeren Königreich Westphalen einverleibt wurden.

Von dem Napoleonschen Proscriptionsdecret ward selbst Anlaß genommen, die in der Bundesacte dem unterdrückten Fürsten vorbehaltenen Domainen nun ebenfalls einzuziehen. Berg machte den Anfang. Empfindlicher war's, daß König Friedrich von Würtemberg dem Beispiel Murats unter dem nichtigen Vorwand folgte, der Prinz habe gegen ihn die Waffen getragen. Andre rheinische Bundesfürsten bewog die Furcht vor Napoleon hauptsächlich wohl, das Eigenthum des Prinzen unter ihre Verwaltung zu ziehen. Der reine Ueberschuß sollte dann doch — so versprachen die Fürsten — in der Stille an einen Bevollmächtigten des Prinzen ausgeliefert werden. — Wenn dieser feierlichen Zusicherung nicht vollständig allenthalben nachgelebt worden, so ist solches wohl nur Staatsbeamten, welche Fürstenwort und deutsche Treue nicht ehrten, beizumessen. — Was Friedrichs erhabner Nachfolger in Ansehung der aus dem Eigenthum des verbannten Fürsten in den väterlichen Schatz geflossenen beträchtlichen Summen thun wird, steht nun erst noch zu erwarten. — Von Maximilian Joseph von Baiern darf nicht verschwiegen werden, daß er, groß und edel, weder durch Eigennutz noch Furcht bewogen ward, einen unglücklichen Fürsten in der Verwaltung und dem Genuß seines Eigenthums zu beschränken.

* * *

Als der siegtrunkne Feind sich Berlin näherte, verließ Wilhelm Friedrichs Gemahlin mit ihren Kindern die Stadt, und suchte eine einstweilige Zuflucht in Pommern. Dorthin folgte ihr der Gemahl, und Danzig ward nun

zum Aufenthalt gewählt. Bald aber zog sich der Kriegsschauplatz nach der Weichsel hin. Nach der Erfurter Capitulation war der Prinz auf keinen gewissen Ort oder eine Gegend beschränkt. In der Hauptstadt war es nun, nachdem der erste Sturm vorübergegangen, wieder ruhig. Dort befand sich auch Wilhelminens Schwester, die Churprinzessin von Hessen. Die oranische Familie fand am rathsamsten, auch wieder in ihre dasige Wohnung zurückzukehren. Doch einem Feinde, wie Napoleon und seine Werkzeuge, waren keine Verträge heilig. Clarke, Generalgouverneur des preußischen Staats, wollte der fürstlichen Familie, als sie schon bis Freienwalde gekommen war, die Rückkehr nach Berlin nicht gestatten. Die Gesundheit der Prinzessin war aber schon durch eine zu frühe Niederkunft kurz vor dem Ausbruch des Kriegs geschwächt. Die Beschwerlichkeiten der Reisen während der kalten Jahreszeit, Kummer über das Unglück des preußischen und oranischen Hauses, hatten solche noch mehr zerrüttet. Nun raubte ihr auch noch der Tod ihre einzige Tochter, die liebenswürdige Pauline. Nach dem Rath der Aerzte ging die trauernde Mutter, wider des Gouverneurs Willen, in ihre Vaterstadt zurück, und nur mit Mühe konnte das Gouvernement vermocht werden, sie wenigstens bis zur weitern Entscheidung Napoleons ruhig in ihrer Wohnung verbleiben zu lassen. Wilhelm Friedrich selbst ward dagegen genöthigt über die Oder zurückzugehn, und konnte sich noch glücklich schätzen, nicht so, wie eben erst mit dem Prinzen August von Preußen und dem General Tauenzien geschehen war, auf des Despoten Befehl gefangen nach Frankreich abgeführt zu werden. Damit war aber der Fürst nun von seiner Familie ganz abgeschnitten, da, wegen der Streifereien der preußischen Freicorps, das, durch die in großen Schaaren aus der Gefangenschaft entronnenen preußischen Soldaten, und durch den Aufstand in Hessen ohnehin sehr beunruhigte Gouvernement alle Gemeinschaft mit dem rechten Ufer der Oder streng untersagt hatte. (Ende December 1806.)

Durch den Verf., dem endlich doch Gouverneur Lagrange in Cassel einen Paß nach Berlin gegeben hatte, erfuhr jetzt erst die Prinzessin den Verlust, den sie, ihr Gemahl und ihre Kinder im Reiche erlitten hatten, in seinem

ganzen Umfang. Sie empfing diese Nachrichten mit einer Resignation und Ruhe, mit einer Seelengröße, wie sie bei einer Frau von so zarter Weiblichkeit kaum zu erwarten war, in Verhältnissen und in einer Lage, welche wohl die Standhaftigkeit und den Muth eines durch Schicksalsschläge bereits abgehärteten Mannes zu zernichten vermocht hätten.

Der Wunsch der Fürstin, auch ihren Gemahl davon unterrichten zu lassen, die Sehnsucht des Verfassers, dem mehrmals an ihn ergangenen Ruf des Prinzen folgen zu können, blieb zwei ganzer Monate lang, durch die Furcht des Generalgouverneurs vor seinem strengen Gebieter, unbefriedigt. Bei jeder zweideutigen Nachricht von den Kriegsbegebenheiten in Polen, oder den gelungenen Unternehmungen der im Rücken des Heeres, und oft bis in die Nähe Berlins streifenden Hirschfeldschen, Schillschen und Krockowschen Freicorps, wurden die bereits ausgefertigten Pässe wieder eingezogen.

Nach mancherlei Gefahren, Abenteuern und Beschwerlichkeiten, erreichte endlich der Verf. seinen geliebten Herrn in Pillau (17. März 1807), und folgte ihm nach Memel.

Auch der Prinz vernahm jetzt erst vollständig, doch mit einer heldenmüthigen Ergebung, wie Freunde und Feinde mit seinen Besitzungen und seinen zurückgebliebenen Eigenthum gehandelt hatten; daß außer dem Wenigen, was sich unter bayerscher Hoheit befand, nichts zu seiner freien Disposition übrig war. — Wer wird dem seltnen Manne hohe Bewunderung versagen, wenn der Darsteller nun weiter den charakteristischen Zug beifügen muß: Wilhelm Friedrich schien in diesem Augenblicke eigenes unverdientes Unglück zu vergessen, nur des Wiedersehens eines seiner Getreuen sich zu freuen, nur für die, welche ihr Schicksal von dem seinigen abhängig zu machen entschlossen waren, besorgt zu seyn. Großmüthig versprach er, sie nicht in Verlegenheiten kommen zu lassen, so lange seine Mittel dauerten. Mit eigner Einschränkung, mit Entbehrung gewohnter Bequemlichkeiten, mit Aufopferungen aller Art erfüllte Wilhelm Friedrich sein Fürstenwort

wort bis zum letzten Augenblick der langen Prüfungszeit. —

Die Schlacht bei Friedland führte das Ende des unglücklichen russisch-preußischen Kriegs im Frieden zu Tilsit (7. und 9. Jul. 1807) herbei. Alexander war des unglücklichen Prinzen Freund, Friedrich Wilhelm sein naher Verwandter. Alexanders Versicherungen bei dem letzten Besuch in Memel vor jener Schlacht ließen bei einem künftigen Frieden auch für den Prinzen Milderung seines Schicksals hoffen. Warum dennoch zu Tilsit seiner gar nicht soll gedacht worden seyn, mag erst künftig die Geschichte enthüllen.

„Dann gilt's, daß man mit Selbstvertraun sich rüste,
„Wenn man allein im Schicksalskampfe steht,
„Wenn nur wie Abschiedswink von ferner Küste
„Kaum sichtbar noch der Hoffnung Schleier weht."

Allein stand jetzt Wilhelm Friedrich, und nachdem auch der letzte Versuch, einen deutschen Hof zu rechtlichern Gesinnungen zu bewegen, mißlungen, Edelmuth, wo solcher noch hätte gefunden werden sollen, der Habsucht gewichen war; nachdem nun auch der Prinz seine Stelle bei dem preußischen Heere niedergelegt hatte, blieb er jetzt als Privatmann auf den Besitz seiner Güter in dem neuen Herzogthum Warschau beschränkt.

Ein Hoffnungsstrahl, von der ausharrenden, unverwundbaren Britannia fernen Küsten ausgehend, verlor sich fast im Nebel dunkler Zukunft.

Das Bombardement von Copenhagen (2—5. Sept. 1807) vernichtete durch einen unglücklichen Zufall noch einen Theil des den feindlichen Räuberhänden entzogenen Privateigenthums. Wilhelm Friedrich, nun wieder mit seiner Familie in Berlin einheimisch, ertrug auch diese neue Widerwärtigkeit mit heroischem Gleichmuth.

* * *

Von nun an lebte der Prinz, mit wenigen Unterbrechungen, nur für seine Familie, mit Wissenschaften, mit

Verwaltung seiner Güter, die sich seit 1812 noch mit einigen schönen Erwerbungen in Schlesien vermehrt hatten, so wie mit den Resten seiner Besitzungen in Deutschland, beschäfftigt. Um diese Beschäfftigung noch mit mehr Gründlichkeit und Zweckmäßigkeit treiben zu können, benutzte der Prinz den Unterricht der öffentlichen Berliner Lehrer in Oeconomie, Chemie und andern damit verwandten Wissenschaften.

Doch verlor Wilhelm Friedrich hierüber die höhere Sorge für das Wohl seines Hauses und die großen politischen Ereignisse nicht aus den Augen. Der älteste Prinz bereitete sich unter seinem trefflich gewählten Führer, dem jetzigen niederländischen General Constant, in der Berliner Militairacademie auf seine künftige Bestimmung vor, und ward dann mit diesem Führer zu seiner weitern Ausbildung nach England gesandt. Bald hatte der Vater die Freude, ihn, unter Wellingtons Fahnen in der Halbinsel gegen den Feind und Aechter seines Hauses fechtend, wegen seines Muths und seiner militärischen Kenntnisse als jungen Helden rühmen zu hören, währenddem der durch seine liebenswürdigen Eigenschaften allenthalben die Herzen gewinnende zweite Prinz, Friedrich, unter den Augen des Vaters, von seinem würdigen Lehrer Glaser Unterricht und Bildung empfing. Die Geburt der Prinzessin Marianne (9. Mai 1810.) ersetzte den im Jahr 1806 erlittenen Verlust, und gab neue häusliche Freuden.

Der Ausbruch des vierten Kriegs zwischen Oesterreich und Napoleon (1809) ließ auch für Oranien einen Wechsel des Glücks hoffen. Bei den Bewohnern des westlichen Deutschlands ward durch eben diesen Krieg der Gedanke erweckt, das fremde Joch abzuwerfen, sobald von annähernden österreichischen Corps Unterstützung zu erwarten seyn würde. Einigemal war hierzu Anschein vorhanden. Gerüchte ließen schon aus Franken her Hülfsvölker bis zur Grenze des Königreichs Westphalen vorgedrungen seyn. Anderen sah man von Sachsen aus entgegen. Schills Zug unterhielt die Hoffnung. Churfürst Wilhelm — so glaubten die braven, ihm noch immer treu anhangenden Hessen — werde von Prag aus mit seinem Sohne bewaffnete Haufen senden. — Die eben so mit Liebe und Treue

dem oranischen Fürstenhause ergebenen Nassauer würden in dem Freiheitskampf nicht zurückgeblieben seyn. Vorbereitungen waren schon gemacht, für Unterstützung mit Geld und Waffen, für tapfre Anführer der treuen Oranier gesorgt. — Der zu frühe Ausbruch in Hessen, der Rückzug der Oesterreicher, die unglücklichen Kriegsereignisse vereitelten diese schönen Plane.

Wilhelm Friedrich für seine Person blieb bei dem großen Drama, dessen Schauplatz durch Napoleons Kunst und rasche Bewegungen abermals in das Herz der österreichischen Monarchie versetzt worden war, ebenfalls kein bloßer Zuschauer. Früher schon hatte Kaiser Franz dem Prinzen, seit dem Kriege in den Niederlanden her mit dem Erzherzog Carl in engem Bunde, die Würde eines Generalfeldzeugmeisters verliehen, ohne ihn dadurch zum wirklichen Kriegsdienst zu verbinden. *) Des Prinzen Jugendgespiele, und seitdem dessen steter Begleiter und Vertrauter, Fagel, war eben so zum kaiserlichen Staabsofficier ernannt. Mit diesem eilte der Prinz, als in der Nähe der Kaiserstadt auf dem linken Donauufer hartnäckig gekämpft ward, zu seinem Freund Carl, und setzte sich in der mörderischen Schlacht bei Wagram, als Freiwilliger, mit Heldenmuth den größten Gefahren aus. — Die Beschwerlichkeiten des Feldzugs und einer Reise nach Ungarn hatten seine sonst dauerhafte Gesundheit erschüttert. Erst im November kam er nach Berlin zurück. Der Wiener Friede (14. Oct. 1809) und die mißglückte Unternehmung der Engländer in Zeeland waren auf die Lage des Prinzen von keinem Einfluß.

* * *

Den Glauben an die Ewigkeit der Napoleonschen Völker- und Staatenunterjochung hatten alle widrigen Ansichten, so manche getäuschte Hoffnungen, in Wilhelm Friedrichs Seele doch nicht fest begründen können. Darum wurden auch die Verbindungen mit gutgesinnten, ihr Va-

*) Im J. 1814 ernannte Franz den Prinzen zum Feldmarschall und verlieh ihm ein Regiment.

terland wahr liebenden und dessen Heil von der Rückkehr des Hauses Oranien erwartenden Niederländern sorgfältig unterhalten.

Ohnehin hatte sich in diesem ehemaligen, durch den ersten großen Oranier nassauischen Stammes gegründeten, unter Oraniens Leitung oft glücklichen und mächtigen Freistaate die Gestalt der Dinge nach und nach durchaus verändert. Die große Nachbarrepublik sollte — das erwarteten die den Namen Patrioten führenden Feinde Wilhelms V. oder mehr noch der Statthalterschaft — ihrem Vaterlande seine, ihrer Ansicht nach unterdrückte, Freiheit eigentlich erst wiedergeben. Für den geleisteten Freundschaftsdienst mußte aber vor Allem eine ungeheure Contribution entrichtet werden. Zahllose Schaaren nackter Republikaner hatte das Land zu kleiden und zu ernähren, ein starkes Corps derselben zur Vertheidigung der neuen Freiheit in Sold zu nehmen. Bedeutende Territorialabtretungen wurden der neuen Schwesterrepublik auferlegt, Ausrüstung einer starken See- und Landmacht zur Führung des Kriegs gegen Frankreichs Feinde zur Pflicht gemacht. Aber durch eine unglückliche Seeschlacht ging die Hälfte der Flotte bald wieder verloren. Wenige Jahre später mußte der Rest in die englischen Häfen wandern. Mit Vernichtung der Seemacht ward auch der ganze Handel vernichtet. Der nur zu Lande mächtige Bundsgenosse konnte ihn nicht schützen. Die Colonieen waren schon längst in Feindes Händen. Alle Nahrungsquellen waren versiegt, die Kosten der Staatsverwaltung und des Kriegs mehrten sich täglich; wegen der Schwierigkeit, die ausgeschriebenen Steuern und Abgaben aufzubringen, mußte zu immer neuen Anleihen die Zuflucht genommen werden. Die Staatsschulden wuchsen zu einer ungeheuren Summe an. Das war also die Glückseligkeit, welche die Häupter der Patriotenpartei ihren Anhängern von der Verbindung mit Frankreich, von der Vertreibung des Erbstatthalters versprochen hatten! — Von der Unabhängigkeit des Staats war kaum noch ein Schatten übrig. Die eifrigsten Freunde der republikanischen Freiheit selbst mußten es schon als eine Wohlthat erkennen, daß Napoleon dem Freistaate, der nur noch den Namen führte, ein Oberhaupt gab. Damit schien doch wenigstens die Selbststän-

digkeit des Staats gesichert. Bald ging auch diese verloren. Napoleon, mit seinem Bruder unzufrieden, fand rathsam, das neue Königreich seinem Kaiserstaate einzuverleiben. Aus dem ehemaligen Freistaate ward eine französische Provinz. Strenge Befolgung des Continentalsystems, und die Wirkung davon, völliges Stocken des Handels, Vermehrung der Abgaben, die den Niederländern höchst verhaßte Conscription, Bedrückungen von mancherlei Art, waren die nächsten Folgen. Allgemeine Noth vereinigte immer mehr alle Gemüther. Der Parteigeist verschwand, mit ihm auch allmählig die Vorliebe zur ehemaligen republikanischen Verfassung. Und wenn je Befreiung vom jetzigen Joche zu erwarten war, an wen sollte sich dann das Land eher anschließen, als an das früher um dasselbe hochverdiente Haus Oranien? *) — Bei einigen unüberlegten und voreiligen, freilich durch Verzweiflung eingegebenen Versuchen, sich dem eisernen Scepter Napoleons zu entziehen, offenbarte sich schon diese Stimmung. Aber die Stunde der Befreiung hatte noch nicht geschlagen. Weislich ließen sich darum auch Oraniens eifrigste Freunde nicht verführen, durch voreilige Schritte der Sache zu schaden, und sich selbst, ohne Nutzen, der furchtbaren geheimen Polizei des Tyrannen in die Hände zu liefern. Im Stillen ward vorbereitend mit besserem Erfolg gewirkt. —

Vor allen müssen hier die Namen G. C. v. Hogendorp, v. d. Duyn v. Maasdam, Graf Limburg Stirum, Repelaer v. Driel, de Jonge und Changuion im Haag, v. d. Hoop zu Amsterdam, J. F. v. Hogendorp zu Rotterdam, und Bentink Buckhorst zu Zwolle, genannt werden. **) Bereits gegen

---

*) Schon zwei Jahre vor der neuesten Umwandlung sagte ein Mitglied des franz. Gouvernements in einer Schilderung der damaligen Stimmung in Holland: der eine Theil der Nation sehnt sich nach der Zurückkunft des Prinzen von Oranien; der andre Theil wird sich gern bei einer solchen Veränderung beruhigen.

**) Des Verf. Absicht ist nicht, hierdurch dem Verdienste eines Kemper, Scholten, Falck, Olden Barneveld,

Ende des J. 1812, als das bekannte 29. Bulletin den bevorstehenden Sturz des Allgewaltigen ahnden ließ, hatten die sechs erstgenannten in geheimen Zusammenkünften die Abwerfung des fremden Jochs, sobald die Umstände günstig würden, und die Herstellung des Hauses Oranien vorzubereiten begonnen. Männern, welche die vormalige Verfassung des Staats vollständig kannten und deren Folgen erfahren hatten, konnte es nicht entgehen, daß von Wiedereinführung derselben und einer Statthalterschaft, deren Wirkungskreis beschränkt, deren Macht, gerade in den entscheidendsten Augenblicken, durch die Gesetze gelähmt war, kein Heil für das Vaterland zu erwarten stand, vollends in der Lage, in welcher der Staat und ganz Europa nach so mancherlei großen Umwälzungen sich befanden. Darum war dann ihr ganzer Plan gleich anfangs auf ein souveraines Oberhaupt gerichtet. Billige Grundgesetze, wie sie leider von den meisten deutschen Staaten vorerst nur noch gewünscht und gehofft werden, sollten jedoch dem Mißbrauch der obersten Gewalt und ministerieller Willkür wehren. Daß dieses auch Wille und Wunsch der durch so manche Stürme durchgegangenen Nation sey, dessen waren sie versichert. Ihr Entwurf einer künftigen Constitution war mit der hiernächst in Amsterdam wirklich angenommenen im Wesentlichen ganz übereinstimmend.

Um aber auch außer dem Haag wirken zu können, setzten sie sich zuerst mit den oben auch bereits genannten drei Vaterlandsfreunden zu Amsterdam, Rotterdam und Zwolle in Verbindung. Eine weitere Ausdehnung des geheimen Bundes fand erst nach der Schlacht bei Leipzig Statt, und ward in doppelter Hinsicht nöthig. Einmal mußte den unzeitigen Ausbrüchen des Unwillens gegen die Unterdrücker durch Männer von Einfluß auf das Volk möglichst vorgebeugt werden. Dann aber bedurfte dieses, wenn nun der günstige Zeitpunct eintrat, solcher Anfüh-

---

und vieler anderen zur Befreiung ihres Vaterlands mitwirkenden Männer, im mindesten Abbruch zu thun. In einer der deutschen Litteratur noch abgehenden Geschichte der neuesten Befreiung der Niederlande werden sie ihren Platz finden.

rer, auf die es Vertrauen setzte, die es zu zweckmäßigen Unternehmungen leiten, von Ausschweifungen und Unordnungen abhalten konnten.

Wilhelm Friedrich, durch seine Anhänger von dem, was in Holland geschah, genugsam unterrichtet, war inzwischen früher, und schon in der Zeit, als das Kriegsglück sich immer mehr auf die Seite der verbündeten Mächte zu neigen schien, nach England übergeschifft, um mit der brittischen Regierung die Maaßregeln wegen Unterstützung der Niederländer zu verabreden. Ob er hiernächst unmittelbar von dort, oder von Deutschland aus in Holland auftreten werde, blieb von den ferneren Ereignissen abhängig.

Zwar war die französische Kriegsmacht in den Niederlanden sehr unbedeutend, denn Napoleon hatte, je mehr seine Heere ins Gedränge kamen und durch unglückliche Gefechte geschwächt wurden, auch aus den niederländischen Provinzen alle nur entbehrliche Mannschaft an sich ziehen müssen. Doch waren die zahlreichen Festungen noch sämmtlich in französischen Händen. Und wenn gleich den Machthabern des Usurpators die Gesinnungen des so lange mißhandelten Volks, bei aller Vorsicht der Häupter desselben, immer weniger ein Geheimniß bleiben konnten, so schien ihnen solche doch nicht sehr furchtbar. Denn ihnen selbst war am besten bekannt, daß die eigentlichen Nationalsoldaten fast sämmtlich sich auswärts bei den Armeen befanden, alle Waffenvorräthe und Kriegsbedürfnisse jeder Art aber vorlängst aus dem Lande weggeschafft waren.

Eben dieser Mangel war aber auch für die Verbündeten ein unübersteigliches Hinderniß, öffentlich mit ihrem Plan hervorzutreten, und das Volk zur Vertreibung ihrer zeitherigen Zwingherren aufzufordern. Jetzt näherten sich doch endlich die siegreichen Heere den Grenzen. Kleine Abtheilungen drangen schon in die östlichen und nördlichen Provinzen vor. In Amsterdam war (15. und 16. Nov.) in einem Volksaufstand die Oranienfarbe aufgesteckt; unter dem vormals gewöhnlichen Geschrei: Oranien boven, waren die Zollhäuser verbrannt, die Napoleonschen Adler vernichtet worden. Generalgouverneur Lebrun hatte rath-

sam gefunden, in der Stille zu entfliehen. Die andern obern Staatsbeamten waren ihm gefolgt. Aus den angesehensten Einwohnern hatte sich eine provisorische Regierung gebildet, und mit Hülfe der Nationalgarden den Aufstand gedämpft, ohne sich doch vorerst öffentlich für den Prinzen zu erklären. Die Nachricht von diesen Vorgängen kam am 16. Abends im Haag an. Nun glaubten die Verbündeten nicht länger säumen zu dürfen, obwohl General Molitor noch mit 4000 Mann bei Utrecht stand, der Präfect de Stassart im Haag noch anwesend war, und General Bouvier des Eclats den vormaligen statthalterlichen Palast auf dem Binnenhof, in welchem alle vorhandenen Waffen und Kriegsvorräthe aufbewahrt waren, mit 500 Gewaffneten und einigem Geschütz besetzt hielt, wogegen die Verbündeten auf kaum 1000 Mann, deron die meisten ungeübt und schlecht bewaffnet waren, rechnen konnten. Bereits am folgenden Morgen erklärten sie sich öffentlich für den Prinzen. In dessen Namen ward Graf Limburg Stirum als provisorischer Gouverneur im Haag proclamirt. Nämlichen Tags noch verließ der Präfect den Haag; die französische Besatzung zog am folgenden Morgen mit Capitulation ab. Durch Scheveninger Fischerpinken ward der englischen Flotte von allem diesen Nachricht gegeben. Abgeordnete suchten den Prinzen in England und im Hauptquartier zu Frankfurt auf, wenn er etwa schon auf dem festen Lande wieder angekommen seyn sollte.

Eine umständliche Erzählung der weiteren Vorfälle wird, als eigentlich nicht hierhin gehörig, übergangen. Es sey genug, hier nur im Allgemeinen zu bemerken, daß allenthalben, wo die Uebermacht des Feindes nicht im Wege stand, das Volk sich für den Prinzen erklärte, und seine Unterdrücker verjagte.

Am 27. Nov. kam endlich eine Antwort des Prinzen im Haag an, in welcher er auf schnelle Hülfe aus England Hoffnung machte, und seine baldige persönliche Erscheinung versprach. Am folgenden Tage erschienen bereits englische Kriegsschiffe bei Scheveningen, wo Wilhelm Friedrich selbst zwei Tage später mit Lord Clancarty ans Land stieg, und von der jauchzenden Menge als sou-

veräner Fürst begrüßt ward. Gleich herzlich war der Empfang im Haag, den bei solchem Anlaß gewöhnlichen, oft nur gebotenen Pflichtbezeugungen gar nicht ähnlich, wie der brittische Gesandtschaftssecretair Chad in seiner Erzählung der neuesten holländischen Revolution sagt, sondern dem zu Freudenthränen rührenden Wiedersehn alter Freunde nach langer schmerzlicher Trennung.

Noch war indessen, so viel Muth und Vertrauen auch die Ankunft des Prinzen dem großen Haufen eingeflößt hatte, nach dem Urtheil der Einsichtsvolleren alle Gefahr so wenig verschwunden, daß Lord Clancarty das Kriegsschiff the Warrior, welches den Prinzen übergeführt hatte, auf der Küste zurückzuhalten nöthig fand. Drei und zwanzig feste Plätze in Holland und den nächsten Provinzen waren noch in Feindes Händen, ganz Seeland in seiner Gewalt. Bei Utrecht stand immer noch ein französisches Corps im Lager, stark genug, wäre es nicht durch die Vorgänge in Deutschland entmuthigt gewesen, einen Ueberfall zu wagen, dem keine regelmäßige Miliz entgegengestellt werden konnte.

Das erste Geschäfft des Prinzen war, mit den, doch ohne Truppen, im Haag angekommenen Heerführern von Bulow und von Benkendorf über die Mittel zur völligen Vertreibung des Feindes zu berathschlagen. Nämlichen Tags (1. Dec.) machte er dem Volk bekannt: Nach einer Trennung von 19 Jahren, nach manchen Widerwärtigkeiten, folge er dem Rufe der Nation, um mit Beistand seiner Bundsgenossen, besonders Großbritanniens, dem Lande Unabhängigkeit und Wohlfahrt wieder zu geben, dessen Wunden zu heilen, den Handel wieder zu beleben. Das Geschehene sey vergeben und vergessen. Einigkeit und gegenseitiges Vertrauen werde die alten glücklichen Zeiten zurückführen. — Das Jahr 1814 bewährte schon, daß dieses nicht gewöhnliche Antrittsformeln, nicht leere — oft leider nur zu bald vergessene — Worte waren.

In der Bekanntmachung hatte Wilhelm Friedrich der ihm zugedachten Souverainetät noch nicht erwähnt. Der Hauptstadt Amsterdam sollte nicht vorgegriffen werden. Dort erging aber am nämlichen Tage von den General-

Commissairen der einstweiligen Regierung, Kemper und Fannius Scholten, eine öffentliche Verkündigung der dem Fürsten von der Nation übertragnen Alleinherrschaft, nach einem die Freiheit der Bürger sichernden Grundgesetz. Sie schloß mit den Worten: „Die Niederlande sind frei. Wilhelm der erste ist souverainer Fürst der freien Niederlande.“ Am folgenden Tage erschien der Prinz in Amsterdam, um sich zur Annahme der ihm übertragnen Gewalt bereit zu erklären, und die erste Handlung der neuen Regierung war die Ernennung einer, aus 14 Mitgliedern bestehenden Commission zum Entwurf eines Verfassungsgesetzes. Zwei derselben wurden aus Geldern, sechs aus Holland, und aus jeder der Provinzen Zeeland, Utrecht, Friesland, Oberyssel, Gröningen und Brabant einer gewählt. Zu ihrem Präsidenten ernannte die Commission einstimmig den würdigen G. C. van Hogendorp.

Nach drei Monaten ward der Entwurf durch den Druck zur allgemeinen Kenntniß gebracht, und am 29. März 1814 von einer nach Amsterdam zusammenberufenen Versammlung der Notabeln mit großer Stimmenmehrheit angenommen, von dem neuen Souverain aber am folgenden Tage feierlich beschworen. Eine der wichtigsten Bestimmungen dieses Grundgesetzes war, daß in Ansehung der Gesetzgebung und des Finanzwesens eine Uebereinkunft mit der Staatenversammlung (Landständen) den Verfügungen des Fürsten, wenn sie Kraft haben sollen, nothwendig vorausgehen müsse.

Mit Hülfe der Bundsgenossen ward inzwischen der Feind nach und nach aus dem ganzen Gebiete des erneuerten Staats vertrieben, währenddem aber auch an Aufstellung einer hinlänglichen Land- und Seemacht zur Vertheidigung und Erhaltung der erlangten Unabhängigkeit mit äußerster Anstrengung gearbeitet. Der Pariser Friede und die Verbannung des Tyrannen ließen erwarten, daß Wilhelm Friedrich seine ganze Thätigkeit vorerst auf die innern Landesangelegenheiten werde verwenden können.

Früher schon, und vor Ausgang des Jahres 1813, war der Prinz nun auch wieder zum Besitz seiner deutschen

Erbländer gelangt, und gleich als ob sie der einzige Gegenstand seiner Regentensorgen wären, richtete der Fürst die genaueste Aufmerksamkeit auf Alles, was seinen getreuen Nassauern die unter siebenjähriger fremder Herrschaft erlittenen Drangsale vergessen machen konnte. Auch hier legten freilich, wie in seinem neuen Staate, die fortwährenden Kriegslasten mancher Art große Hindernisse in den Weg. Aber Wilhelm Friedrich, mit einer Großmuth, wovon sich vielleicht in der Geschichte kein Beispiel findet, leistete auf alle Einkünfte aus seinem Eigenthum bis Ende des Jahres 1814 völlig Verzicht. So bedurfte es keiner neuen Abgabe, um die Civilliste zu decken. Mit dem Ueberschuß aus den fürstlichen Domainen ward selbst manches während der Rheinbundsjahre verübte Unrecht vergütet, manche Noth erleichtert. Mehr noch hatte das Land von seinem eben so gerechten als mildthätigen Fürsten zu erwarten, wäre er ihm nicht durch ein Ereigniß entrissen worden, woran nicht leicht, am wenigsten in Friedenszeiten, gedacht werden konnte.

* * *

Dem Pariser Frieden (31. Mai 1814) war der Wiener Congreß gefolgt, auf welchem die Angelegenheiten der sämmtlichen europäischen Mächte, und besonders auch das Schicksal Deutschlands und der einzelnen Staaten in demselben, näher bestimmt werden sollten. Hier ward dann auch die Vereinigung der vormaligen österreichischen Niederlande und des Bisthums Lüttich mit der ehemaligen niederländischen Republik unter Wilhelm Friedrichs Souverainetät beschlossen. Die unerwartete Rückkehr des Verbannten auf Elba, nach Frankreich, beschleunigte die Ausführung. Unter dem Namen Wilhelm I. ward der Prinz als König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg am 16. März 1815 im Haag, zwei Tage nachher zu Amsterdam, und dann auch zu Brüssel proclamirt. Durch den Wiener Tractat vom 9. Juni 1815 wurden die Grenzen des neuen Königreichs und Luxemburgs näher bestimmt. Mit den nöthigen Abänderungen ward das Grundgesetz vom 29. März 1814 auf das ganze Königreich ausgedehnt, zu welchem nun folgende

Provinzen gehören: Nord- und Südbrabant, Limburg, Geldern, Lüttich, Ost- und Westflandern, Hennegau, Holland, Zeeland, Namur, Antwerpen, Utrecht, Friesland, Overyssel, Gröningen und Drenthe. Das Großherzogthum Luxemburg bleibt zwar mit dem Königreich vereinigt, doch als deutscher Bundesstaat. Die Generalstaaten sind aus zwei Kammern gebildet, deren die erste aus wenigstens 40 und höchstens 60 vom König ernannten Mitgliedern besteht. Die 110 Mitglieder der zweiten Kammer werden von den Provinzialstaaten ernannt.

So war denn der hohe Muth und die Standhaftigkeit, mit der Wilhelm I. vor fast neun Jahren sich auch die Napoleonschen Sklavenketten anlegen zu lassen geweigert hatte, auf das glänzendste belohnt worden. — So mochte jetzt von Manchem, der damals diese Weigerung als Schwäche und Kurzsichtigkeit bemitleidet hatte, mit Neid und verbissenem Ingrimm auf die durch Standhaftigkeit und Ausharren errungene Krone hinaufgeschaut werden. Auch dem aus seinem Verbannungsorte entwichenen Corsen mochte es schmerzliche Empfindungen erregen, daß aus einem der schönsten Theile seines Kaiserstaats ein neues Reich für einen Fürsten errichtet worden war, den er einst in den Staub zu treten beschlossen hatte. Um ihn schnell wieder zu stürzen, jetzt wohl ganz zu vernichten, war vielleicht einer der Beweggründe Napoleons, seinen wüthenden Anfall gegen die Niederlande zu richten. Die Sieger bei Waterloo, wo auch der Kronprinz für Europa's Rettung focht und blutete, vereitelten alle seine Plane und befestigten Wilhelms I. Thron. (18. Jun. 1815.)

Inniger und ungetrübter hätte sich der König, hätten sich auch die treuen Oranier im deutschen Erblande, des durch dreitägigen Kampf errungenen großen Siegs erfreuen mögen, wäre nicht die früher beschlossene Trennung des geliebten Fürsten von seinem ihm so werthen Volke bereits bekannt gewesen. Nie hat vielleicht der heillose Ländertausch bei Fürst und Volk schmerzlichere Empfindungen erregt, als der, von dem hier die Rede ist. Umstände, welche die Folgezeit erst enthüllen mag, dran-

gen Wilhelm ein Opfer ab, welches seinem Herzen noch immer wehe thut. Das Vaterland trauert über einen Verlust, den ihm nichts ersetzen kann. — Der Vorhang mag fallen. Heil dem König! Lange und glücklich lebe Wilhelm I.!

N a c h r e d e.

Vielleicht ists einem oder dem andern Leser befremdlich oder unangenehm, daß die Erzählung gerade da abbricht, wo König Wilhelm auf einen größern Schauplatz getreten ist. An Stoff zur Verlängerung dieser Darstellung hätt' es auch nicht fehlen können, denn viel ist während der noch nicht zweijährigen Dauer des neuen Königthums geschehen. Vollkommen bewährt hat Wilhelm durch neue größere Handlungen, daß, was oben von den vorzüglichen und ausgezeichneten Herrschergaben dieses erhabenen Zeitgenossen gesagt worden, nicht Schmeichelei, nicht übertrieben ist; um so vollkommener hat es sich bewährt, je zahlreicher und mächtiger die Hindernisse waren, welche sich den wohlwollenden Absichten des Königs entgegen stellten. Wenn es oben schon als eine nicht leichte Aufgabe für den jungen Fürsten dargestellt ward, die Regierung über mehrere in Deutschland zerstreute, in jeder Rücksicht unter sich sehr verschiedene, obwohl doch nur kleine, Länder gut zu führen, so erscheint die jetzige allenthalben unendlich schwieriger.

Die nun wieder in Ein Reich verschmolzenen Staaten waren zwar früher unter Burgund und Spanien dem nämlichen Oberhaupt untergeben gewesen, hatten aber auch damals schon nie ein eigentliches Ganzes gebildet. Jede der siebenzehn Provinzen war in manchem Betracht als ein besondrer kleiner Staat anzusehen. Durch die erste niederländische Revolution befanden sich seit Jahr-

hunderten diese fremdartigen Theile vollends in zwei ungleiche Hälften zerrissen. Durch Sprache, Verfassung, Lebensart und Sitten, hauptsächlich durch Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses, war die eine von der andern ganz getrennt, eine der andern fast völlig fremd; mehr noch ließe sich wohl sagen, eine gegen die andere feindselig geworden. Während die sieben vereinigten Provinzen bei der ihnen durch den ersten großen Oranier erworbenen Freiheit aufblühten, zu einem unabhängigen, mächtigen Seestaat erwuchsen, den Welthandel an sich zogen, große Schätze sammelten, reiche Besitzungen in Osten und Westen erwarben, schmachteten die übrigen unter dem oft harten Joche fremder Herrscher, mußten wider Willen gegen ihre vormaligen Brüder kämpfen, weil ihre Herren deren Feinde waren; sahen während dieser erzwungenen Feindseligkeiten eine ihrer Hauptnahrungsquellen, den blühenden Handel, fast versiegen, oder ihrem glücklicheren Nachbarstaate zufließen, mußten sehr häufig ihren fruchtbaren Boden zum Kampfplatz fremder Heere dienen lassen und der Verwüstung Preis geben, indessen der am Kriege theilnehmende Freistaat sich Ruhm und Vortheile erfocht, oder in glücklicher Neutralität die fremden Kriege als reiche Erwerbsquelle benutzte. — Wem ist aus diesem kurzen Umrisse nicht schon einleuchtend, daß wahrlich mehr als gewöhnliches Talent dazu gehört, in so verschiedenartige Bestandtheile Einheit zu bringen, zumal wo gegenwirkende Kräfte nicht unbedeutend sind. Zu diesen kann dann wohl der große Einfluß gerechnet werden, den, auf beiden Seiten vielleicht, die für ihren Glauben und ihr System zu stark eifernde Geistlichkeit auf das Volk übt. — Mag nun gleich nicht behauptet werden können, die bezweckte Einheit sey bereits bewirkt, so ist doch dem Ziele sich schon sehr genähert worden.

Ferner: die Zwangherrschaft und die Habsucht des verbannten Corsen hatten beide nun wieder verbundenen Länder in ihren Grundfesten erschüttert, ihren Wohlstand zerstört, ihren Handel, ihre Gewerbe vernichtet; seinem Ehrgeiz war ein großer Theil der Bevölkerung aufgeopfert. Diesen ausgesogenen, mit unermeßlichen Schulden belasteten, von Menschen, Geld, Waffen, Schiffsbe-

dürfnissen entblößten Ländern sollte doch nun vor Allem durch Aufstellung einer hinreichenden Land- und Seemacht, Unabhängigkeit und Ruhe von innen und außen gesichert, dem gesunkenen Handel, den verfallenen Gewerben wieder aufgeholfen, der Credit mußte hergestellt, auf Tilgung der Schulden Bedacht genommen werden. Wie viel in kurzer Zeitfrist geschehen, davon zeugt der Feldzug im Jahr 1815, und das, von den Meistern in der Kunst des Seekriegs der niederländischen Flotte ertheilte Lob bei der Unternehmung gegen Algier. —

Wie viel ist endlich noch für die Wissenschaften und Künste, für die Verbesserung des öffentlichen Unterrichts, für die Aufnahme der höhern Lehranstalten und anderer nützlichen Institute, und das alles meistens in einer Zeit geschehen, wo der Staat erst mit einem gefährlichen Feinde von außen, dann im Innern mit verheerenden Wasserfluthen zu kämpfen hatte. — Bei allen solchen außerordentlichen Anstrengungen ist es doch dem König möglich gewesen, die Forderung zu Staatsausgaben für das künftige Jahr um acht Millionen Gulden herunterzusetzen.

Ueberall fehlte es also hier nicht an reichlichem Stoff, auch noch von Wilhelm, dem König, zu reden. Der Verf. hat aber schon in der Vorerinnerung seiner geänderten Verhältnisse erwähnt, und in der Einleitung den Grundsatz ausgesprochen, in seiner Darstellung sich nur auf das, was er als zuverlässig und wahr erkannt, beschränken zu wollen.

Für sein Reich hat er Wilhelm den König nicht handeln, wohl aber Wilhelm den vormaligen Fürsten seines Vaterlandes für das Beste der ihm entrissenen Unterthanen mit Wort und That noch immer, bis auf diesen Augenblick, väterlich sorgend gesehen. Was er von dem König, von dem, was in dieser Eigenschaft durch ihn und von ihm geschehen, hätte sagen wollen,

würde er öffentlichen Blättern haben nacherzählen müssen. Sollte der Verf. indeß so glücklich seyn, mit vollständigern und zuverlässigern Nachrichten, als aus jenen zu schöpfen sind, versehen zu werden, so wird er eine Fortsetzung den Lesern der Zeitgenossen nicht vorenthalten.

Ludwig Timotheus
Freiherr von Spittler.

Von

K. L. von Woltmann.

Ludwig Timotheus Freiherr von Spittler.*)

(Geboren zu Stuttgardt den 11. Nov. 1752; gestorben den 14. März 1810.)

Von der Natur hatte Spittler eine ungewöhnliche Schärfe der Beobachtung und des Urtheils, imgleichen eine lebhafte Einbildungskraft neben einem feurigen Gefühl empfangen. Ohne diese Anlagen konnte er weder Historiker noch irgend ein Autor werden; sie aber machten ihn nicht zu dem ersten. Nach ihnen war unentschieden, ob er vorzugsweise Forscher oder Dichter seyn solle.

Indessen hatte auch die Natur für jenen in ihm entschieden; denn seine Forschungskraft war überwiegend gegen seine Phantasie. Sie hatte aber auch schon entschieden, daß er als Forscher nicht die philosophische, sondern die historische Untersuchung zu seinem Beruf wählen solle; denn sie hatte in sein Temperament einen gewaltigen Trieb zum praktischen Wirken, und in seine beobachtende Schärfe einen eben so starken für Erforschung der unmittelbaren

*) Benutzt sind die Nachrichten von Planck (vor Spittlers Kirchengeschichte 1812), Heeren und Hugo (Berlin 1812) über Spittler, auch die Bemerkungen, vorzüglich der beiden ersten, denen indeß Manches entgegengesetzt ist, besonders nach einem verschiedenen historischen Standpunct.

Wirklichkeit gelegt. Wenigstens waren diese individuell bestimmenden Züge so herrschend in dem reifen Mann, daß man nicht befugt war anzunehmen, nur durch äußere Umstände seyen diese Triebe in seine geistige Art gekommen.

Wenn also die Natur schon ihn nicht blos zum ausgezeichneten Kopf, sondern zum Historiker bestimmte, so wirkte allerdings ein früher Einfluß äußerer Verhältnisse dazu, daß er als Historiker den Charakter gewann, wodurch er von allen Uebrigen unterschieden ist.

Zur Zeit seiner ersten Studien war in seinem Vaterland ein besondrer Eifer für die Geschichte desselben rege, weil es dort eine Verfassung gab, über welche zu forschen auch für die Gegenwart nicht ohne praktische Wirkung blieb. Das natürliche Feuer der Wirtemberger, eines Stammes von Deutschen, der an Gemüthsfülle unter ihnen hervorragt, fühlte sich von der Sehnsucht unsrer Nation nach einem freien, öffentlichen Seyn um so kräftiger gefaßt, als sie schon nicht ohne einige Befriedigung in ihnen geblieben. In jedem Kreise ehrenwerther Männer brannte die Flamme des Patriotismus; und je tiefer die Kunde war, die man von der vaterländischen Vorzeit besaß, um so höher stieg man in der öffentlichen Achtung. Den höchsten Ruf der Art genoß der Historiker Volz, Vorsteher des Gymnasiums in Stuttgard, wo Spittler der ersten gelehrten Bildung nachging.

Ein Jüngling von so eigenthümlichen Anlagen für die Geschichte ward von solchen Verhältnissen auf das innigste ergriffen, da das gelehrte Studium, welches die unentbehrliche Grundlage des historischen Berufs ist, sich ihm sofort in dem Reiz des praktischen Nutzens und der bürgerlichen Ehre zeigte. Von den Schwierigkeiten des historischen Berufs mußte ihm sein Vorbild eine fast zurückschreckende Vorstellung geben, denn Volz trieb die vaterländische Geschichte auf die einzig würdige Weise, wie deutsche Specialhistorie gefördert werden kann, als eifrigster Sammler und kritischer Forscher; aber ein so muthiger Jüngling ward dadurch nur mehr gespornt, und gewöhnte Spittler sich früh an die Art, wie er bei seinem nachherigen Fortschreiten sich erst alle Materialien sichtete,

ehe er die historische Zusammenstellung der Begebenheiten und seiner Bemerkungen anhub. Schon im sechszehnten Jahr des Alters excerpirte er Folianten und bemühte sich um kritische Entdeckungen. Wie tief sich das Ideal seines Lehrers ihm eingedrückt hatte, offenbarte sich nach vielen Jahren noch auf anziehende Weise. Als er in seiner Geschichte des ständischen Ausschusses von Wirtemberg die Wichtigkeit darthut, daß keiner zum Mitglied desselben ernannt werde, der seine Kenntnisse über vaterländische Verfassung und Geschichte nicht vor einer öffentlichen Prüfung erhärtet hätte, wie er den Hochmuth verhöhnt, daß man zu alt sey, um sich prüfen zu lassen, verliert er sich in den Ausruf: ob die Examinatoren einen Candidaten wie Volz nach der Prüfung nicht mit Ehrfurcht zu Hause geleiten würden.

Wenn neben diesen historisch-kritischen Studien der Jüngling auch die Alten mit Anstrengung las, weil er Alles, was ihm vorgehalten ward und worin er neben sich eifriges Streben Andrer sah, mit Lebendigkeit faßte: so darf man doch vermuthen, daß ihm damals schon nicht nur die Dichter, sondern auch die Geschichtschreiber des Alterthums weniger zusagten. Sie lagen zu fern ab von dem unmittelbar Praktischen, von der politischen Wirksamkeit, worauf einmal sein historisches Studium die Richtung genommen hatte; und war gleich das kritische Sammeln und Forschen, welches ihm nicht nur als das erste Bedürfniß, sondern auch, mit praktischem Nutzen verbunden, als das eigentliche Ziel der Geschichte erschien, ihnen bei weitem nicht so fremd, als man gewöhnlich glaubt: so betrachteten sie doch wenigstens ihre vollkommensten Meister in der historischen Kunst, Sammeln und Forschen nur als eine Vorarbeit der Geschichtschreibung, nur als ein untergeordnetes Geschäfft, wie den praktischen Nutzen, so hoch sie ihn anschlugen und so patriotisch sie auch ihn bezweckten, nicht als die gesetzgebende Regel des Geschichtschreibers; die Darstellung und die Geschichte an sich waren, wie billig, ihr Höchstes. Zu der Muße der Anschauung, woohne man sie nimmer tüchtig genießt, hatte Spittler schon durch die Richtung seiner Jugend die Stimmung eingebüßt, wie auch seine Natur sich nicht dazu neigte.

Mehr vielleicht als die Alten diente das Studium der Philosophie zu Schärfung und Belebung seines historischen. Die Leibnitz-Ploucquetsche Weltweisheit blühte um ihn her, und sein natürliches Talent für die Forschung, war es gleich durch Anlage und Geschick der Historie geweiht, trieb ihn, vereint mit den Bedürfnissen seines feurigen Gefühls und dem Durst aller edlen Seelen nach metaphysischer Erkenntniß, zu der logischen Anstrengung, wodurch man Schätze des Wissens, den Sterblichen stets unerreichte, in der Jugend zu erringen hofft. Gleichwohl darf man auf die Frucht seiner philosophischen Studien für ihn als Historiker nicht zu viel geben. Daß er als solcher über seine Einbildungskraft und ihre Täuschungen Meister war, rührte schon von der untergeordneten Rolle her, welche der letzten in seinen natürlichen Anlagen gegen seine Forschungskraft angewiesen war, und die natürliche Logik, ihm mit Auszeichnung angeboren, leitete ihn ohne das philosophische Studium auf richtige Erkenntniß, auf die wesentlichen Puncte, so wie sein natürlicher Trieb zum Praktischen und seine Gewöhnung durch Vorbild und Verhältnisse auf das Praktische in der Geschichte.

Aeußere Umstände bestimmten ihn zu der theologischen Laufbahn, wozu Neigung allein ihn schwerlich gebracht hätte; das politische Streben des Staatsmannes war ihm durch die wirtembergische Geschichte vor Allen bedeutend und angenehm geworden. Indeß mochte ihm die Theologie, als eine durchaus historische Wissenschaft, keineswegs unwillkommen seyn, und gerade von der Seite, wo sie einzig vollgültig verstanden werden kann, von der Kirchengeschichte aus, ohne deren Licht sie eine seelenlose Reihe von Dogmen ist. Für das kritische Sammeln in jener, wodurch bereits so großer Ruhm erworben war, gab es ohne Zweifel noch eine Nachlese von Entdeckungen, die eben deswegen einen überraschenden Ruhm versprachen. Außerdem ist das System, mit dessen Entwickelung und Fehden sie sich beschäfftigt, noch in praktischer Wichtigkeit, und die Untersuchungen über seine Schicksale machten bei dem damaligen Zeitgeist mehr Eindruck und Glück, als bei dem heutigen.

Auf die Art entsprach das kirchenhistorische Studium sowohl der Natur des Jünglings, als seiner schon genommenen Richtung. Seine ersten literarischen Arbeiten, sämmtlich aus dem Felde der Kirchengeschichte, verkündeten sowohl jene Richtung, als seine Naturbestimmung zum historischen Forscher, und alle waren zugleich der Art, daß sie den ungemeinen kritischen Trieb dieses Geistes zur Verfolgung von Irrthümern, selbst wohl ein zu leidenschaftliches Forschen, lange für bewährt gehaltene Sätze umzuwerfen, dem Kundigen verriethen. Aber in seinen Untersuchungen des sechzigsten Laodicäischen Canons, seiner Geschichte des Kelchs im Abendmahl, des canonischen Rechts bis auf die Zeiten des falschen Isidors, und andern ähnlichen Abhandlungen, fand er keinen Anlaß und keine Verführung, zugleich die Gährung zu verrathen, die in seinem Gefühl, seiner Einbildungskraft, seinem Geschmack war. Indem man seinen gelehrten und kritischen Scharfsinn preisen mußte, bemerkte nur ein tiefer Kenner an wenigen Spuren, daß er auch eine Phantasie bei seiner Arbeit hatte zügeln müssen.

So vermied er bei seinem ersten Auftreten in der gelehrten Welt freilich manchen Anstoß, den er unfehlbar durch Bearbeitung mehr hinreißender Gegenstände der Historie gegeben hätte; doch ahndete man auch nach seinen ersten Schriften noch nicht, welche Fülle von Geist und vielseitiger Kraft in ihm zusammengedrängt war.

Sie zeigte sich zuerst in seinem Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche, den er zu Göttingen verfaßte, wohin er wegen seines seltenen Vereins von Scharfsinn und Gelehrsamkeit im Jahr 1779 als ein Lehrer berufen war, welchem in der Zukunft der Vortrag der Kirchen- und Dogmengeschichte vorzugsweise anvertraut werden könnte.

Man hat dieses Werk mit Recht die Blüthe seines Geistes genannt. Von einem historischen Stoff, welcher auch einer großen ungelehrten christlichen Gesammtheit beinahe für den wichtigsten galt, und über welchen Jahrhunderte geforscht hatten, waren hier zum erstenmal die pragmatischen Hauptpuncte in der Kürze zusammengestellt,

mit einer so lichten Ueberschauung des Ganzen, daß auch der Kenner der Kirchengeschichte davon überrascht wurde, mit einer Freimüthigkeit, welche dem Zeitgeist in dem vorletzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts insonderheit zusagte, und zugleich mit einer echthistorischen Mäßigung des Urtheils, die nirgend verletzen durfte. Auch freuten sich die Zeitgenossen, das mit übertriebener Härte verschrieene Dunkel des Mittelalters hier plötzlich dem Auge nahe gerückt, und gerade von der kirchlichen Seite her milder beleuchtet zu sehn. Unwidersprechlich war, daß wenigstens in Deutschland noch Keiner einen so schwierigen historischen Gegenstand von solchem Umfang, mit solcher Zweckmäßigkeit in Anordnung, Auswahl der Thatsachen zu behandeln gewußt, und in so lebhafte Sprache gekleidet hatte.

Eine sehr anziehende Eigenthümlichkeit des Buchs fesselte überdies, daß es nämlich so hell, und so räthselhaft dunkel zugleich ist. Von der klaren Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse und damit parallellaufenden Lehren ist man entzückt, indem daneben das bedeutsame Anwinken, halbe Verschweigen so vieler Dinge, um so mehr spannt, je zuversichtlicher man diesem Geiste zutraut, daß er Alles in Klarheit sah, auf nichts deutete, was er nicht wußte, und seine Ursachen haben mochte, warum er etwas verschwieg. Man vergißt, daß wenigstens die nächste Ursache davon eine sehr einfache war: über den Grundriß sollten Vorlesungen gehalten werden, und für sie hatte der Verfasser das volle Licht aufgespart. Zu einer tieferen, die in Spittlers Charakter als Historiker lag, führt weiter unten die Entwicklung desselben.

Bemerkt ist, daß er mit Schüchternheit und verwickelt in Schwierigkeiten des äußern Vortrags den Lehrstuhl betrat, daß er längere Zeit wie Demosthenes Hindernisse seiner Natur besiegen mußte. Allein er selbst hat wenigstens in vertrauten Gesprächen über Vortrag von dem historischen Lehrstuhl nicht erwähnt, daß es ihm sauer geworden sey, zur Meisterschaft darin zu gelangen. Seine Naturgabe zum mündlichen Vortrag war glänzend: der historische Gegenstand, mit dem er sich beschäfftigte, stellte sich seinem Gedächtniß und Urtheil nicht nur, sondern sei-

ner Einbildungskraft mit der sichersten Gegenwart dar; eine hohe Gestalt unterstützte, was er sprach, und seine überaus nachdenkende, lichte und kühn aufstrebende Stirn, sein schönes blaues Auge von unendlicher Schärfe, worüber man sein zu blondes Ansehn bei den bestimmten und feinen Gesichtszügen vergaß, vergegenwärtigten, was seine Lippen erzählten.

Bei solchen Anlagen zum öffentlichen Vortrag empfand ein solcher Geist, mochte er sich gleich durch theologische Sitte und unter den Kirchenvätern an einige Schüchternheit gewöhnt haben, keine wesentliche, als weil er entweder über die Methode des Vortrags mit sich selbst noch nicht einig war, oder hauptsächlich, weil er überhaupt die innere Freiheit noch nicht ganz durch eine äußere Bestimmung gewonnen hatte, zu welcher seine Neigung und sein Talent ihn vornehmlich eigneten. Die auffallende Umwandlung des mündlichen Vortrags von Spittler, die einer Besiegung natürlicher Schwierigkeiten ohne Grund zugeschrieben wird, fällt zusammen mit dem Zeitpunct, wo er sich von den Lehren der christlichen Kirche mit entschiedener Vorliebe zu der Geschichte ihrer politischen Verhältnisse gewandt hatte, und sich von der Kirchenhistorie bald losriß, um zu der politischen überhaupt überzugehn.

Von da an glänzte er als historischer Lehrer, und bei allen Vorzügen des frischen männlichen Jugendgeistes in seinem Grundriß der Kirchengeschichte kann man nicht in Abrede seyn, daß seine Werke von dieser Epoche an, über deutsche Specialhistorie und die europäische Staatengeschichte, doch eine reifere und auf den historischen Geist unter uns ungleich einflußreichere Arbeit sind.

Jener Entschluß ist vielleicht der Moment seines Lebens, der vor allen von seiner Selbsterkenntniß und Selbstständigkeit, von seiner entschlossenen Freiheit zeugt. Mit welchem Ruhm und Erfolg er auf der kirchenhistorischen Laufbahn vorgerückt war, wie günstige Aussichten sie ihm weiterhin zeigte, und wie auch sein Herz an manchen Seiten der theologischen Wissenschaften hing, siegte in ihm die Ueberzeugung ob, daß er für die praktische Rich-

tung der Historie, also für die politische geschaffen sey, und für die politische Specialhistorie der Deutschen durch das Schicksal eine entschiedene Bestimmung erhalten habe. Sollte keine Frucht tragen, was er als Jüngling über die Verfassung seines Vaterlands geforscht hatte? Sollte Volz ein unerreichtes Ideal in ihm bleiben, dem er in seinen männlichen Jahren sich durch historisches Studium, durch praktisches Treiben nicht mehr näherte? In ihm war auch der Zug, daß er bei allem Feuer, bei aller Raschheit, womit er neue Anstrengungen begann und neue Gegenstände seiner Zuneigung und Bewundrung auffaßte, die alten nie vergaß, und selbst unter widerstrebenden Beschäfftigungen nicht blos mit Sehnsucht zu ihnen zurückkehrte. Er mußte zurück zu dem Ideal des Lebens, welchem er in den Jahren der heftigsten jugendlichen Empfänglichkeit gehuldigt hatte.

Die Geschichte Wirtembergs unter der Regierung der Grafen und Herzoge war demnach seine erste Arbeit der neuen Periode. Ihr folgte binnen drei Jahren die Geschichte des Fürstenthums Hannover, seit den Zeiten der Reformation bis zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. Als einen alten Lieblingsgegenstand, mit dem er längst vertraut war, nahm er jene zuerst auf; auf sein angebornes Vaterland ließ er sein zweites folgen, das Land, welches ihm durch seinen Beruf heimathlich geworden.

Sein gelehrtes Treiben hing auf das engste mit seinem Interesse für das Praktische zusammen, und hatte gleichsam seine Steigerung nach den Graden, wie ihm dieses näher lag. Auch ward der praktische Geist durchaus Seele und Regel jener beiden Bücher. Nach ihr allein sammelt er, wählt er aus, berechnet er den Ausdruck, ergießt er seine Empfindung. Unbekümmert um Alles, was man bisher in deutschen Specialgeschichten aufgehäuft fand, richtet er den Blick auf Entwicklung der Verfassung, auf den Geist der Verwaltung, und alle Ereignisse, die darauf keinen Einfluß hatten, erscheinen ihm unbedeutend, die Nachrichten ohne unmittelbaren Zusammenhang mit jenen beiden Puncten sind ihm eigentlich nur historische Spreu.

Welchen Werth diese Zweckmäßigkeit und Kargheit in der Fülle, diese Durchführung des wesentlichen historischen Hauptpunctes unter den reichsten Materialien hatte, begreift man nur, wenn man sich die unweise Reichlichkeit zurückruft, womit die Deutschen ihre Geschichte der einzelnen Gebiete ohne Auswahl anhäuften, oder den sklavisch genealogischen Sinn, welcher Volk und Land über das regierende Fürstenhaus vergaß.

So unschätzbar also jene Werke von dieser Seite sind, darf man nicht übersehen, daß durch die praktische Consequenz, womit Spittler den beschränkten Gesichtspunct des Publicisten verfolgte, das historische Studium der Deutschen zwar geläutert und an zweckmäßige Bearbeitung einer Aussicht, woran es ihm unsrer Nationalunbehülflichkeit zufolge leicht fehlt, gewöhnt ward, aber doch abgeleitet von dem freien und umfassenden Geist ächter Geschichtschreibung. Der Totaleindruck von einem Volk und Land in einer bestimmten Zeit soll von ihr dargegeben werden, und wiewohl Spittler durch Spuren verrieth, daß er selbst ihn empfand, vergaß er ihn doch unter seinem consequenten Streben nach dem publicistischen Ziel. Für die höhere Kritik schadete er dadurch sogar diesem letzten. Das Leben eines Staates muß immer wie ein durchaus organisches genommen werden, und wie einerlei mit dem Volksleben überhaupt. Ohne den ganzen Zustand von diesem zu durchschauen und darzustellen, wird man ächthistorisch auch den publicistischen Theil der Geschichte nicht erschöpfen.

Mit der consequenten Verfolgung des blos praktisch-politischen Zweckes hing ein doppeltes Ungemach zusammen. Indem Spittler so viele Seiten der Geschichte sinken ließ, wollte er, theils aus Ahndung von ächter Geschichtschreibung und aus Gewissensunruhe, theils um so manche Nebenstudien bei seinem Zweck nicht durchaus verloren gehn zu lassen, die neben seinem Hauptpunct schwindenden Gegenstände wenigstens andeuten. So entstanden häufige Anspielungen, befremdende Ausdrücke, überhaupt Räthsel, die freilich auch im historischen Vortrag etwas Anziehendes haben und die Aufmerksamkeit stacheln, von der Historie an sich aber, die nichts als Klarheit und

Wahrheit will, schlechterdings verworfen werden. Eine andre tadelnswerthe Eigenheit des Vortrags, welche mit dem praktischen Plan zusammenhängt, scheint folgende. Was für unsre Gegenwart und die Weisheit unsers Lebens durch die Mühe des Sammelns und den Erfolg der Kritik gewonnen war, sollte recht deutlich gemacht werden, und recht brauchbar und eindrücklich. Bei diesem Bemühn überraschte den Geschichtschreiber leicht seine ursprüngliche Bildung zum Theologen, und so kamen vorzüglich in die Geschichte Hannovers erbauliche Ergießungen, die wenigstens unter der Reinheit der Geschichtschreibung, wohl auch unter ihrer Würde sind.

Frühere gelehrte Bildung zum Theologen, der historische Lehrstuhl und die Absicht, die Geschichte praktisch für das bisherige Staatsleben zu gestalten, sind drei Dinge, die gewiß nicht den unbefangnen und von den Musen gutgeheißnen Geschmack der Geschichtschreibung erziehn. Mochte Spittler soviel gesuchte und dunkle Wendungen, Ausdrücke, wie ein Witz, und oft wie ein unverständlicher, zugespitzte Urtheile und Resultate, gewiß ohne alle Affectation von seiner Seite, gewöhnlich nur in dem Drang, die Fülle seines Innern mitzutheilen, in seine Erzählung aufgenommen haben, sie hatten dessen ungeachtet das Ansehn des Gesuchten, machten den Eindruck einer geschrobnen historischen Bildung.

Jene Schulen seines Geistes konnten bei einer Schrift von ihm, seiner Geschichte der dänischen Revolution im Jahr 1660, wenig aufgeregt werden, und wirklich erscheint ihr Einfluß auf seinen Geschmack und Vortrag dort am geringsten, wenn freilich der lehrende und anspielende Ton auch hier den darstellenden weit überwiegt, wenn gleich auch hier die Begebenheiten nicht in ein Gemälde gefaßt sind, wo alle Theile die gehörige Beleuchtung für den Anschauer haben. Was hilft zuletzt, historische Wahrheit durch die Sonderung kritisch abtheilen, wenn sie nicht der Empfindung dargestellt wird?

Indessen ist hier der Ort, bei solcher Rüge zugleich einer ausgezeichneten historischen Tugend Spittlers zu gedenken. Sie war seine große kritische Vorsicht. Es hatte

sehr viel Reiz für ihn, aus vielfacher historischen Notiz sich immer mehr ein Ganzes zusammen zu setzen, und weil er sich Witz, Divinationsvermögen reichlich zutrauen konnte, um darin glücklich zu seyn, ward er scheu und besorgt, sich von der Wahrheit weg verführen zu lassen. Bei der gedachten Schrift führt er selbst an, daß er aus kleinen Zügen eine reichere Darstellung hätte liefern können, wenn nicht zu leicht geschähe, daß man aus solchen kleinen Zügen zu viel herleite. Dies wäre allerdings tadelnswürdig; doch kann bei solchem Bemühn eine höhere Kritik auch mit Festigkeit zu Werke gehn, wie bei Behandlung des urkundlichen Buchstabens, und überdies bleibt alle Wahrheit unsres täglichen Lebens selbst, so auch die historische, mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit.

Mit gleicher Consequenz in Verfolgung des beinahe nur publicistischen Ziels, verfaßte er seinen Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten, ein Meisterwerk an Ueberschauung und Hervorhebung der Standpuncte. Gleichwohl soll man auch hier nicht unbemerkt lassen, daß solche Klarheit ungemein durch Isolirung einer Classe von Materialien, nämlich der politischen, erleichtert werde. Wie ungleich schwieriger wäre sie, wenn der ganze Nationalzustand sich darstellen, und begreiflich werden sollte, welche Wechselwirkung zwischen ihm und der jedesmaligen publicistischen Entwicklung war. Von den gerügten Fehlern des Vortrags kann hier keine Rede seyn, denn das Werk enthält nur Sätze, die vom Lehrstuhl herab Bekleidung und Fülle erhielten. Die Behauptung, daß er die Geschichte aller europäischen Staaten in ihren Quellen durchgearbeitet habe, erleidet schon durch seinen Zweck und Plan ihre Beschränkung. Er hatte eine ungemeine Spürkraft, welche in den Quellen leicht diejenigen Fundgruben entdeckte, die für seine Forschung Ausbeute gaben. Gewiß hat er in den Quellen aller Staaten für seinen Gesichtspunct die Hauptstellen geprüft, und alle Bücher, die er anführt, kannte er gewiß durch eigne Erfahrung und Erörterung. Aber eigentlich dürfte man Quellenstudium des Historikers nur den erschöpfenden Fleiß nennen, womit er die ganzen Quellen eines Zeitpunctes oder Staates, deren Geschichte er aufzeichnet, in ihrer Vielseitigkeit, und nach allen ergiebigen Resultaten in sich auf-

nimmt, und sollte er gleich nur eine bestimmte Classe von Resultaten suchen.

Nach der vorangegangenen Würdigung der Verdienste Spittlers und seiner unschätzbaren Einwirkung auf unsre historische Literatur, darf ich die eingemischten Rügen seiner Mängel und seiner Beschränktheiten in ein Resultat zusammenfassen, und den Gedanken über seine ursprünglichen Anlagen, seine Naturbestimmung, näher bringen.

Er hatte freilich eine lebendige Einbildungskraft und ein feines Gefühl, aber sein Forschungstrieb überwog nicht nur dieselben, was er allerdings bei dem Historiker soll, sondern in Verbindung mit dem unruhigen Triebe zum Praktischen, der ebenfalls unter Spittlers Naturanlagen war, gestattete er der Einbildungskraft nicht die künstlerische Ausbildung und ruhige Anschauung, woohne der Geschichtschreiber in der reinen Potenz nicht wird, in der Weise nicht, wie Geschichtschreiber des Alterthums wurden.

Freilich waren auch sie vom praktischen Leben, und wie mächtig ergriffen, woohne Erkenntniß und Darstellung desselben unmöglich; aber ihr praktisches Leben faßte den ganzen Menschen, bildete die ganze Natur aus, und sie konnten in der Historie anhaltend keine praktischen Gesichtspuncte verfolgen, ohne den Inbegriff des Menschen mit zu fassen. Ein einziger, schmaler Pfad in dem menschlichen Geschick wird dagegen von unsern Geschichtschreibern verfolgt, die einzig, oder vorzüglich, eine publicistische Richtung haben.

Entstand Spittlern die künstlerische Ruhe und Umfassung, deren die echte Geschichtschreibung nicht entbehren kann: so fehlte ihm wegen gleichen Grundes, wegen seines überwiegenden unruhigen praktischen Triebes, auch der höchste Beruf des historischen Forschers. Es ist eine Albernheit, wenn heut zu Tage Schüler der Speculation, die sich unterfangen die Historie zu erweitern, ein Ewiges und Absolutes in derselben erfassen wollen; aber es gibt in ihrem Zusammenhang eine größere Nothwendigkeit, eine pragmatisch zu erhärtende, als Spittler zwischen den

historischen Parteien wahrnahm; und wenn seine Beschäftigung aus Bedürfniß mit Systemen der Philosophen und das Resultat davon, daß wir die Principien unsrer Erkenntnisse nie in ein gerechtes System fassen mögen, auch die Wirkung hatte, daß er gegen die Nothwendigkeit in der Geschichte gleichgültiger ward, so hat wahrlich sein philosophisches Studium seinem historischen nicht gefrommt.

Vermessen und albern ist ebenfalls, wenn neuere Historiker die Ereignisse aus einem selbstgeschaffnen Mittelpunct herausführen wollen, sobald dieses *schaffen* so viel heißt als *erdichten*; ist hingegen dadurch gesagt, daß Historiker unsrer Zeit einen Mittelpunct der Begebenheiten, wie ihn eine tiefe Kritik in den Quellen entdeckt, mit schaffender Kraft hervorheben wollen, so bemühn sie sich nur um eine durchaus tüchtige historische Erkenntniß, wie sie in Tacitus und andern großen Mustern war, des vielverzweigten neuern Weltsystems halber in unsern Geschichtschreibern noch umfassender seyn könnte, wie in den alten. Wirklich hat Spittler, wie die Nothwendigkeit so auch den Mittelpunct in historischer Forschung, immer von seiner Spürkraft darauf gerichtet, nicht genugthuend verfolgt und begriffen.

Eben so ehrt man ihn von der einen Seite nicht genug, tadelt man ihn unbewußt von der andern, wenn man mit Rücksicht auf eine neue historische Schule der Deutschen, die vielleicht weniger vorhanden, als vorausgesetzt ist, über ihn erinnert, daß er mit *poetischen Historikern* nicht auszusöhnen war, und wenn es berühmten Namen galt, lieber ein bedeutendes Stillschweigen beobachtete, als daß er geurtheilt hätte.

Verbindet man mit dem Ausdruck *historische* und *poetische Phantasie*, deren Grenzlinie Spittler bestimmt bei sich gezogen haben soll, einen bestimmten Begriff; so kann man die Einbildungskraft des Historikers und Poeten, wie richtiger gesagt würde, nur auf zwiefache Art unterscheiden: entweder, daß sie bei dem Historiker nicht über die gegebne Wahrheit hinausgehn, deshalb kein Spiel treiben, keine Erdichtung nur irgend arg-

wohnen lassen darf, wie dagegen Spiel und Erdichtung ihr eigenthümliches Element bei dem Poeten sind; oder, daß sie im Historiker nur dazu diene, die Gegenstände an sich in sein Gefühl zu bringen und in fremdes durch seine Darstellung, ohne wie bei dem Dichter die Form zu bilden, ohne also den Historiker zum Künstler im engsten Sinne zu machen, bei welchem die Form das Wesen und der Gegenstand Nebensache, so wie bei dem Historiker die Form nur ein Medium zur Erkenntniß seyn soll.

Ueber diesen Unterschied gehen die unrichtigsten Vorstellungen in Deutschland um. Eine Partei mißversteht ihn so, daß sie das vornehmste Wesen des Historikers in die Form setzt, und in ihrem eben deshalb unglücklichen Streben nach derselben Gegenstand oder Stoff, worin doch die historische Wahrheit ruhen muß, hintenan stellt und sogar schon sorglos sammelt. Freilich ist solche Partei nur klein, hat aber für den Zeitgeist etwas verführerisches, und man begegne ihrem Unwesen desto ernster, je mehr eine frühere deutsche Gründlichkeit in der Geschichte wegen der ihr anklebenden Unzweckmäßigkeit und Geschmacklosigkeit mit Recht verrufen wurde, und weil wir schon Beispiele hatten, daß selbst wahrhaft gründliche Historiker, eine Zeit lang auch Spittler, der Citate glaubten überhoben zu seyn, an welchen die Gründlichkeit doch zunächst geprüft werden kann.

Viel zahlreicher ist die andre Partei derer, die über den richtigen Satz, daß der Inhalt die Hauptsache eines historischen Werkes sey, den relativen und unentbehrlichen Werth der Form in der Geschichtschreibung nicht einsehn. Ohne ihn anzuerkennen, ohne Künstler im weitern Sinne zu seyn, so daß sie die Form zwar als ein Medium, doch eins geworden mit dem Inhalt zu behandeln wußten, demnach poetisch verfuhren, hat es nie große Geschichtschreiber gegeben, und nach diesem Gesichtspunct waren Herodot, Thucydides, Livius, Sallust und Tacitus poetische Historiker.

Warum Spittler sie und solche, die ihnen gleichen, in der letzten Potenz nicht gehörig verstehn und würdigen konnte, glaube ich bündig genug dargethan zu haben. Doch

Doch fern sey zu behaupten, daß er ohne Sinn und Achtung für die darstellende dichterische Kraft in der Historie gewesen sey. In seinen eignen Werken finden sich Fragmente von ihr; mancher Schilderung von den Alten, vorzüglich von Livius, erinnerte er sich mit Ergetzen, und die bildende Kunst, die in Schillers Geschichte des Abfalls der Niederlande vielfältig hervorbricht, bemerkte er mit Achtung und Freude, so unangenehm der Eindruck ihm war, daß der Verfasser offenbar keine andre Geschichte kannte, als welche er kaum gelernt hatte und darstellte. Indessen waren hier die Quellen doch einigermaaßen benutzt, was dagegen in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges gänzlich fehlte, gegen welche Spittler überhaupt, so wie insbesondre gegen ihre Schilderungen, mit Recht eingenommen blieb. In diesen war nämlich zum großen Theil der historische Stoff nicht erkannt; und wenn solche Gaukler, die ihre Phantasie willkürliche Sprünge über einen Gegenstand hin und her machen lassen, wie z. B. in — — Geschichte von — — geschieht, ohne Kraft, in der Wahrheit gemäß zu gestalten, poetische Historiker heißen sollen, wie bedarf es da nur der Anführung, daß er sich mit ihnen nicht aussöhnen konnte? Er wußte recht gut, wenn dergleichen sich entschuldigten, daß man ihrer Arbeit den Dichter noch anmerke, wie der Grundfehler des Werkes sey, daß man den Dichter darin durchaus nicht spüre.

Der vorangegangnen Entwicklung seiner historischen Eigenthümlichkeit wird man leicht anmerken, daß ich nicht in Abrede sey, er würde vollkommnere Werke der Geschichtschreibung, als die gelieferten, verfaßt haben, wenn er in einer, von äußern Fesseln und Rücksichten freien Lage die Farbe des Theologen und Lehrers, und den beengenden Trieb zu einem praktischen Plan und Ziel durchaus von sich gethan hätte. Ich stimme nicht dem Zweifel bei, ob er des schönen historischen Styls in der zusammenhängenden Schreibart Meister geworden wäre. An vielen Stellen seiner Werke finden wir diesen zusammenhängenden historischen Styl, und von der Kraft, die er gegen sich selbst auszuüben vermochte, hat sein Leben Proben genug.

Er pflegte wohl zu äußern, daß seine Lieblingsidee sey, die Geschichte der Welthändel in den drei letzten Jahrhunderten in einem Werk von etwa sechs Bänden zu bearbeiten. Aus seinen Vorlesungen über dieselben wissen seine Zuhörer, wie vortrefflich er jene Händel in Hauptmassen zu gruppiren verstand, und mit welcher, jede Kraft seiner übrigen Vorträge übertreffenden Frische des Geistes er sie erzählte. Nicht eingeengt auf einen einzigen Gesichtspunct, der fast systematisch Begebenheiten aussondert, überließ er sich hier der freien, ergetzenden Anschauung, ohne welche wir uns nie zur Geschichtschreibung erheben.

Während der Hervorbringung der beurtheilten Werke über Stoff aus der politischen Historie glänzte er immer mehr als akademischer Lehrer. Göttingen hatte sich vor allen übrigen Universitäten durch den Ruf seiner Historiker ausgezeichnet, und man durfte es als den eigentlichen Sitz des historischen Studiums, wenigstens für die norddeutsche Jugend, betrachten. Die historischen Hülfswissenschaften hatte Gatterer zuerst in Deutschland dort mit Zweckmäßigkeit vorgetragen, und auch die Weltgeschichte mit mehr Geist, als bisher geschehen war, und mit der sachreichsten Gedrängtheit, Gründlichkeit des Quellenstudiums. Davon allein konnte indeß die Jugend nicht lange gefesselt bleiben. Vielseitigkeit der Lebensansicht, feines Gefühl, Einbildungskraft, fehlten diesem biederherzigen Gelehrten zu sehr, um den Bedürfnissen eines neuen Zeitgeistes in den historischen und politischen Ansichten entgegenzukommen. Schlötzer eignete sich den Beifall der akademischen Jugend bei, welchen jener der Historie erweckt hatte. Sicherlich weniger gründlich und gelehrt, weniger zweckmäßig und sachreich, und positiv geschmacklos, wenn Gatterer negativ, riß er gleichwohl durch seine kräftige Lebendigkeit, seinen grotesken historischen Witz, der aber allerdings auch ächte und reiche Combinationen hervorbrachte, die Jünglinge hin. Dabei unterstützte ihn seine Verbindung der Politik mit der Geschichte, sein Vortrag über den gegenwärtigen Zustand der Staaten und Länder, sein Umhertreiben mit den politischen Händeln der Gegenwart, ja mit den eigentlichen Tageshändeln: er rief die historische Jugend nicht so sehr

zu einem gelehrten, als zu einem praktischen Interesse. Am meisten indeß, und am verdienstlichsten erhielt er seinen Beifall durch eine Eigenschaft, welche wohl die vornehmste und unentbehrlichste für den öffentlichen Lehrer der Geschichte. Er verstand, einen Ueberblick über sie zu geben, sie in Massen zu gruppiren, Standpuncte aufzustellen.

In ihr nun übertraf ihn Spittler noch, der an ästhetischer Anlage und Bildung, feiner Sitte und vorzüglich psychologischer Erkenntniß im täglichen Leben wie in der Geschichte, an Zweckmäßigkeit, ihn weit hinter sich ließ, auch an Gabe des äußern Vortrags. Kein Wunder, daß sich der Beifall der Jugend zu diesem neuen Lehrer der Geschichte wandte, und man in Göttingen erlebte, daß zwei so berühmte und rüstige Veteranen der Historie, wie Gatterer und Schlötzer, beide sonst durch ausgezeichneten Beifall erfreut, auf einer sehr besuchten Universität, wo das historische Studium vorzugsweise blühte, fast ohne Zuhörer, wenigstens in den eigentlich historischen Vorlesungen waren.

Durch dieselbe Haupteigenschaft, wodurch Spittler sich als historischer Schriftsteller auszeichnete und eine neue Bahn in Deutschland brach, die Hervorhebung des Wichtigsten und Praktischen aus dem Reichthum der Materialien, ward er noch wirksamer als Lehrer. Nur des praktischen Nutzens wegen befleißigt sich der große Haufe von Jünglingen der Geschichte; das Didaktische an sich, die Zeit, worauf der akademische Vortrag beschränkt ist, selbst die hölzerne Erhöhung, von welcher herab er geschieht, die Stimmung der Jugend, welche von Stunde zu Stunde wandelt, nur um zu lernen, Alles bringt mit sich, daß der leise Sinn für Geschichtschreibung und für tiefe Forschung auf unsern Universitäten nicht geweckt wird, wenn gleich für eine erlesene Jugend durch einen besondern Vortrag, der mit ihren eignen Uebungen abwechselte, die historische Kunst mit dem ungemeinsten Einfluß auf die deutsche Nation gehandhabt werden könnte. Im Allgemeinen ist dahin am meisten zu trachten, daß die Jünglinge lernen, sich auf historische Standpuncte zu stellen, und in

dieser Lehre war Spittler in allen seinen Vorlesungen ein Meister.

Inzwischen wird man aus den Untersuchungen über seine historische Eigenthümlichkeit schon vermuthen, daß sein Vortrag über Geschichte unsers deutschen Reichs, unserer übrigen europäischen Staaten, mehr befriedigte, als seine Vorlesungen über die Historie der alten Welt. Hier wurde sehr fühlbar, wie wenig man den Geist der Geschichte erschöpft, wenn man eine Gattung von Begebenheiten consequent hervorhebt, und alles Uebrige daneben versinken läßt. Wenn gleich die Entwicklung nicht nur der innern Verfassung, auch der auswärtigen politischen Händel der Griechen und Römer trefflich vor die Augen der Jugend trat, so wollte doch sie selbst die Wechselwirkung zwischen der ganzen Nationalempfindung der Alten und ihrem politischen Zustande viel reicher dargestellt sehn, als Spittler gewohnt war, das ganze Volk, die Zeit nach allen ihren Schattirungen zu untersuchen und zu beschreiben. Von dem Alterthum hatte sie schon Vorkenntnisse, wenigstens in der Regel so viel, daß sie eine Ahndung von dem Zusammenhang aller Dinge daselbst fühlte: das Mittelalter und die neuern Zeiten nahm sie in ihrer Unkunde von der Cultur und den Empfindungen derselben, oder gewohnt, hier nur was Einzelnes zu erblicken, ohne Mißbehagen nur von der publicistischen und praktischen Seite, wenn etwa daneben das Spiel der Intrigue noch aufgedeckt war, was Spittler so fein verstand, als meisterhaft die politischen Puncte. Hierzu kam, daß seine Methode, zwischen ähnlichen Sätzen, wie sein Entwurf der europäischen Staatengeschichte enthält, die er sich aufgezeichnet hatte, mit freier Genialität den mündlichen Vortrag hinzuweben, eine Methode, die viel Anziehendes hatte, auf die alte Geschichte weniger anwendbar schien, weil eben in ihr dergleichen Sätze viel weniger isolirt hervorzuheben sind. Endlich empfindet auch die Jugend, mehr wie man glaubt, ob der historische Lehrer in einer Gegend der Geschichte gründlich zu Hause sey? Und dies durfte man von ihm in Hinsicht auf die alte Historie nicht behaupten. In Göttingen überdies waren die Zuhörer über das Alterthum sehr zu berücksichtigen, weil dort eine

Classe von Jünglingen sich vorzugsweise der Philologie oder Alterthumskunde weiht.

Nicht nur auf dem Katheder, sondern seinem Benehmen überhaupt nach, war Spittler unter der akademischen Jugend geachtet und beliebt. Bei vornehmer Haltung freundlich und äußerst höflich, bedacht auf eine gewisse Repräsentation, die vorzüglich Eindruck auf junge Gemüther macht, und in Momenten doch zutraulich, wußte er Zurückgezogenheit und Popularität wirksam zu mischen.

Diese letzte mußt' er sich, zum Stolz gegen den Haufen von Natur geneigt, mit Absicht immer von Neuem aneignen, und wenn es eben darum leicht war, sie zu übertreiben, wüßt' ich doch kaum ein Beispiel, daß er darin gefehlt hätte. Nach einem allgemeinen Auszuge der akademischen Jugend, welche sich durch die Handwerker beleidigt glaubte, ließ er allein unter den Lehrern, bei der feierlichen Rückkehr sich außerhalb des Thores sehn, und man legte dies als einen Zug von Gunstbewerbung aus; allein man übersah dabei, daß er seinem natürlichen Feuer gemäß mit Freude an der akademischen Jugend hing, mit einer Art von Ehrliebe, und auch von ihr hinausgezogen seyn konnte.

Bei der Mehrheit der Professoren war er weniger gut angeschrieben, wovon ich solche Ursachen, wie Mißgunst über seinen Ruhm, seinen akademischen Glanz, billig nicht anführe. Ein Grund davon, der uns tiefer in seine Individualität führt, lag darin, daß er gern aus seinem Verfahren ein combinirtes Werk machte, und einen unbeschreiblichen Hang zur Intrigue im edlern Sinne des Worts hatte. Ein vielfältiges Behandeln der Menschen war davon unzertrennlich, und sobald diese es merkten, wurden sie scheu, und argwohnten bei ihm Falschheit. In dem Drama, welches er gleichsam fortdauernd im täglichen Leben schuf, äußerte er Manches, wie alle fein berechnende Geister, mit so individueller Wahrheit, daß diejenigen, welche dies allgemeiner genommen, ihn bald auf Treulosigkeit zu ertappen glaubten. Er sagte wohl selbst mit Lustigkeit, daß einige seiner Collegen, wenn er mit ihnen verkehre, sich so geberdeten, als müßten sie

sich die Taschen zuhalten, damit er ihnen nichts entwende.

Mir erschien es dabei immer als merkwürdiger Beweis seiner sittlichen Güte, daß ihn dieses Behagen am Spiel von Berechnungen nie über die Tadelnswürdigkeit einer Absicht täuschen konnte. Wer ihn halb kannte, der scheute, fürchtete ihn, nannte wohl gar seinen Charakter verwerflich; wer ganz, der schenkte ihm das allervollste Vertrauen.

Dafür hing er an seinen Freunden mit einer Theilnahme, daß er über ihr Heil sich selbst durchaus vergaß, er, welcher so voll Selbstbewußtseyns mit seinem Ich schaltete; und wenn er unter seinen Genossen zu Göttingen viele Feinde zählen mußte, so waren zwei derselben, die wenigstens keinem der übrigen an Vorzügen wichen, Plank und Hugo, im eigentlichsten Sinn seine Busenfreunde. Alle Liebenswürdigkeit seiner Natur, und wie sehr zeugt auch dies für ihn, that sich auf im Verkehr mit ihnen, gegen die er aller Berechnung vergaß, indem er sich der Freundschaft, wie der Liebe gegen seine anmuthsvolle und jeder Künstelei abholde Frau, mit unvergleichlicher Offenheit hingab.

Mit seiner bemerkten Lust an der Intrigue hing zusammen, daß man bisweilen eine Furchtsamkeit an ihm wahrnahm, die man bei seiner Kraft und seinem strebenden Gefühl derselben nicht erwartet hätte. Wer die Beziehungen menschlicher Denkarten und Verhältnisse so gern und so scharfsinnig in ihren Gegenwirkungen berechnet, sieht natürlich tausend Gelegenheiten anzustoßen, und fürchtet die Folgen davon, wo gewöhnliche Beobachtung sie nicht wahrnimmt, und ein die Verwicklung nicht berechnender Sinn den Anstoß auch nicht fürchtet.

Spittler soll seinen Aufsatz über Gratians Decret nur mit einem Buchstaben unterzeichnet haben, der auf seinen Namen ja keinen Argwohn bringen konnte, weil er in der Untersuchung der Gegner von Just Henning Böhmer war, und es der Sohn desselben, der damalige angesehene Professor in Göttingen, übel nehmen konnte. In-

deß lasse man nicht unbemerkt, daß Besorgnisse der Art im Grunde bei ihm weniger mit einer übertriebenen Furchtsamkeit, als mit dem Vergnügen zusammenhingen, Verhältnisse berechnet zu haben, die Besorgniß einflößen könnten, und daß er lieber diese festhielt, als jenes Vergnügen einbüßte.

In Fällen, wo es großen Wahrheiten galt, gingen wenigstens sein Muth und seine Freimüthigkeit über alle Berechnung und Befürchtung hinaus. So stand er nicht an, wenn gleich als Lehrer zu Göttingen vor unmittelbarer Ahndung sicher, doch zu einer Zeit, wo die Höfe gegen politische Schriftsteller argwöhnischer und erbitterter, wie jemals, wo wenigstens eine der Mächte, die Polen getheilt, ihm nicht fern, die Kriegsmacht aller in Bewegung war, jene Theilung in starken Ausdrücken, vor dem zweiten Theil seiner europäischen Staatengeschichte, als ein fürchterliches Experiment mit dem Völkerrecht zu rügen.

Wie seine erste Periode zu Ende ging, als über seine natürliche Bestimmung zum historischen Forscher der Zug obsiegte, daß seine frühere Bildung ihn zum praktisch-politischen Historiker individualisirt hatte, so näherte sich allmählig das Ende seiner zweiten Periode, indem der unruhige praktische Trieb in seinen natürlichen Anlagen über seine Naturbestimmung zum Forscher, und seine Weihung durch das Schicksal zum politisch-historischen Forscher, die Oberhand zu gewinnen drohte.

In den Stimmungen, welche das gewaltige Regen dieses Triebes hervorbrachte, sah er sich in der Lage des akademischen Lehrers der Geschichte, wenigstens für die Zukunft, mit einiger Grämlichkeit an. Er meinte, daß das Schicksal seiner beiden Vorgänger auch ihn treffen werde, daß auch er den Beifall verlieren könne, und einige ferne Symptome, die eine solche Vermuthung für seine Vorlesung über das Alterthum veranlassen konnten, und aus den angegebnen Gründen eintreten mußten, dehnte er dann auf seinen Vortrag überhaupt aus. Ein akademischer Lehrer ohne Beifall war nach seiner Sinnesart ein greuliches Schreckbild.

In andern Wissenschaften, als der Historie, glaubte er mit Recht den Beifall auf Universitäten weniger wankelmüthig, und da lag seinen Studien, seiner Neigung, seinem praktischen Triebe und dem Geist der Zeit die Politik am nächsten. In ihr hoffte er mit seinen Ideen selbstständiger umgehn zu dürfen, als er mit den Thatsachen schalten konnte, die in gewisser Maaße doch mit unvermeidlichem Einerlei im Vortrag immer wiederkehren mußten. Wiewohl er Alles aufbot, sich dieselben frisch zu erhalten, und dem oft vorgetragnen Material deshalb unermüdet neues Studium widmete, nahm Ueberdruß daran doch in seiner Vorstellung überhand. „Meine Vorlesungen über Politik", schrieb er mir, „haben einen großen Beifall gefunden, und, was mich mehr als dieses freut, ich finde den philosophisch entwickelnden Vortrag gegenwärtig viel angenehmer, als den der historischen Entwicklung. Die Neuheit der Sache thut wohl hierbei nicht wenig, und des Erzählens in Collegien bin ich längst so müde geworden, daß ich in der Abwechslung, die ich nun genieße, mehr denn einen Nutzen, und mehr denn eine Freude finde."

Die Freude, welche er hier ausdrückte, war so groß, daß er seine Freunde dringend einlud, zu ihm zu kommen und ihm politische Ideen entwickeln zu helfen. Wie er diese, und welche er vortrug, darüber sollte ein Kundiger einen öffentlichen Bericht geben; denn es ist so gar nichts von ihnen bekannt geworden. Obgleich er durch Geschichte zur Politik überging, war ihm jene lächerliche Manier unmöglich, die heut zu Tage mittelst einer Nachäfferei der politischen Resultate, die Johann von Müller ohne gehörige Abstraction in den Vortrag der Geschichte setzte, hie und da umherspukt, Thatsachen nämlich zusammenzuraffen, und als Belege für eine politische Lehre anzuhäufen. Wahrscheinlich ist Spittlers Vortrag ein Muster gewesen, wie der geübte Tact des Historikers zu politischen Studien unentbehrlich sey, die einzelne Thatsache aber für sie von keinem Belang; denn die Zeiten sind sich nie so ähnlich gewesen, daß für die eine ganz gelten mag, was in der andern geschah.

Die angedeutete dritte Periode war in seinem Innern wenigstens vollständig angebrochen. Er lebte nur in der

Politik, und begehrte auf das heftigste, in die politische Gährung der Zeit thätigst einzugreifen.

Für seinen praktischen Trieb fand er ohnedies zu Göttingen nicht einmal so viel Beschäfftigung, als ihm schon daselbst geworden. Mit seinem Uebertritt von der Kirchengeschichte zur politischen Historie fiel der Zeit nach seine innigste Verbindung mit Koppe zusammen, als derselbe, an ehrgeizigen Entwürfen reich, Oberhofprediger zu Hannover, auf die Angelegenheiten der Universität Göttingen bedeutenden Einfluß gewann, woran Spittler eifrig Theil nahm. Hierdurch gerieth dieser in Rivalität mit Heyne, welcher ohne Zweifel, durch seine Aemter und seine Verwandtschaft mit der Familie Brandes zu Hannover, der einflußreichste unter den Professoren bisher gewesen. Allein eben die Spannung gegen einen solchen Mann vermehrte sein Vergnügen über seine praktische Bedeutsamkeit, und der große Anhang, den derselbe unter den Lehrern der Universität, die zum Theil Dankbarkeit an ihn fesselte, unter jungen Gelehrten hatte, die auf eine Versorgung durch ihn hofften, machte das Spiel der Intrigue, der Pläne um so ergötzlicher, als schwieriger. Die Gegenpartei Heyne's suchte auch Professoren anzustellen, wodurch sie verstärkt ward.

Ob diese Spannung auf Göttingen vortheilhaft wirkte, bleibe hier ununtersucht; Spittler selbst aber behielt davon ein Resultat, welches seiner Persönlichkeit wohlthätig war. In dem Zusammenstoßen mit dem Haupte, gegen das er strebte, fiel ihm auf, wie der von vielen Seiten achtungswürdige Mann seine Leidenschaftlichkeit mehr verwildern ließ, als seinem Werth geziemte, weil er unter stets heftiger Beschäfftigung nicht Ruhepuncte genug zur Selbstbeschauung machte. Auch er, bei seiner eignen Leidenschaftlichkeit, bedurfte derselben sehr, und hielt seitdem mit verjüngtem Ernst darauf.

Und da mag mir erlaubt seyn, gelegentlich den Wunsch beizufügen, daß er sich von demselben Beispiel hätte warnen lassen, für Kränkungen und Beleidigungen nicht sogleich auf Rache bedacht zu seyn, wenn er den Gegner nicht verachtete; denn äußerte Jemand auch nur,

daß er mehr über Geschichte, als Geschichte schreibe, ein so gegründetes Urtheil, so ahndete er eine solche Aeußerung schon auf harte Weise.

Die Spannung gegen Heyne verlor sich nun freilich nicht mehr aus seinem Universitätsleben; aber sein Einfluß ward nach Koppe's frühzeitigem Tode sehr vermindert; und so hatte er, als die dritte Periode bei ihm anbrach, für seinen praktischen Trieb die beste Zeit zu Göttingen schon überlebt. Auch für eine praktische Laufbahn im Hannövrischen überhaupt war ihm durch jenen Tod die Aussicht geschwächt, und durch seine Geschichte Hannovers, welche ihm wahrlich ein gültiges Recht darauf geben konnte, mochte er bei aller Vorsicht bewirkt haben, daß man ihn weniger willfährig in die Regierungsgeschäffte des Landes aufgenommen hätte.

Gleichsam zur Ergänzung seines frühern Berufs und Schicksals hatte dagegen seine Geschichte Wirtembergs einen Eindruck gemacht, welcher ihn bei dem nächsten Regierungswechsel daselbst höchst wahrscheinlich zu einer ausgezeichneten praktischen Anstellung in seinem Vaterland verhalf.

Doch wiewohl er seine Verbindung mit dem künftigen Regenten emsig pflegte und stärkte, schuf er sich in Gedanken eine andre Bestimmung für seinen praktischen Trieb, wenn jene Aussicht fehlschlagen sollte. Dann, meinte er, den akademischen Lehrer doch aufgeben zu wollen, und an einer freieren Stätte Deutschlands eine politische Zeitung zu unternehmen. Sie wäre geworden, wie man keine aufzuweisen hat, und hätte kurze Zeit gedauert, weil dieser vorsichtige, gewandte, öfters furchtsame Historiker Alles, was er ansah, doch zu scharf und tief verstand, als daß ihm seine Wahrheit nicht bald verboten wäre. In dem Deutschland, wie es sich nun durch unsern Bundestag hoffentlich gestaltet, wäre ein solches Institut, von einem solchen Kopf, ein unschätzbares Nationalgut.

Bekanntlich ward er im Jahr 1797 herzoglich wirtembergischer wirklicher Geheimerath. Unter blühendern und

gerechtern Hoffnungen trat nie ein Gelehrter in eine so angesehene praktische Sphäre; und bei weitem der schönste Theil dieser Hoffnungen ward durch einen abermaligen raschen Regierungswechsel vernichtet. Als sein Vaterland zum Churfürstenthum, zum Königreich erhoben war, als die wirkliche Macht desselben gleichfalls stieg, als ein solcher Umschwung der politischen Dinge, wie es nie erlebt hatte, dasselbe ergriff, der alle mögliche Einsichten, Erfahrungen der politischen Historie in Anspruch zu nehmen wenigstens schien, war sein Verdienst und sein Name verdunkelt, mißkannt, wiewohl ein Titularglanz ihm nicht fehlte. Er ward von seinem König in den Freiherrnstand erhoben, zum Staatsminister ernannt, zum Großkreuz des wirtembergischen Civilverdienstordens. Auch auf ausgezeichnete Sphäre der Thätigkeit war er angewiesen, als Curator der Universität Tübingen, als Präsident der Oberdirection der Studien, und es konnte nicht fehlen, daß er hier manches Gute wirkte; doch war er auch hier so gelähmt, daß er gestand, sein bestes Verdienst bestehe in Verhütung des Uebels. Am meisten kränkte ihn aber wahrscheinlich, daß er von der eigentlich politischen Wirksamkeit entfernt blieb.

Der Hauptgrund von Vernichtung seiner schönsten Hoffnungen in seiner dritten Hauptperiode lag weltkundig in dem Charakter des Königs und dessen falscher Vorstellung von ihm, welche durch einen dämonischen Argwohn entstand, diese heillose Frucht der französischen Revolution in mehrern Fürstenseelen, zum Schaden der einsichtsvollsten und kräftigsten Staatsdiener.

Allein die gerechte, schonungslose historische Würdigung, und wer muß ihr mehr unterworfen seyn, als der Historiker selbst, fodert von mir, daß ich zwei Puncte bemerke, wodurch Spittler selbst die Verdunklung seiner Hoffnungen auf der praktischen Laufbahn gewissermaaßen mit verschuldete.

Er besaß alles Talent zu einem praktischen Staatsmann, doch zu viel praktisches Talent. Feine Berechnung der Verhältnisse und Persönlichkeiten rings umher, Reife der Entwürfe, Feuer der Ausführung, Gewandt-

heit in den Mitteln, alles war ihm eigen, er handelte wahrhaftig praktisch und klug, nur that er dies ohne Unterlaß, und trieb sein Kunstwerk immerfort, ohne zu überlegen, daß es Pausen und durchaus nichtige, keines Einwirkens würdige und empfängliche Zustände in den Geschäfften, in der Persönlichkeit der Umgebungen, in den Ursachen bedeutender Entwicklungen gab, welche sich gleichsam dafür rächen, wenn man auch auf sie das praktische Talent anwenden will.

Daß er so durch ein Uebermaaß an diesem zu scheitern gefährdet ward, bemerkte man auch deshalb ungern, weil er, trotz seiner innern Fülle, trotz seines langen Berufs als Gelehrter, in der Sitte des Ceremoniels, worüber er in der Geschichte so stolz fortschritt, in der höflichen Genauigkeit, worauf in der Sphäre des Staatsmanns so viel ankommt, gewissenhaft war, und so leeren Erfordernissen mit Anstand genug that.

Mit seinem Uebermaaß an praktischer Tüchtigkeit hängt die zweite Eigenheit, die ihm nachtheilig war auf seiner neuen Laufbahn, sehr genau zusammen. Schon auf der vorigen war sie es, die entwickelte Haupteigenthümlichkeit seines Charakters, daß er an dem combinirten Handeln und der Intrigue überaus großes Behagen fand. Bei aller Ungleichheit sind sich die Sterblichen von einem gewissen Culturzustande doch zu gleich, als daß die Maxime, sich einander berechnend zu behandeln, unter ihnen gute Früchte tragen könnte; und darum richtet sich leicht die öffentliche Meinung gegen einen solchen, der sie sichtbar und mit Neigung ausübt. Ist er Staatsmann zur Zeit einer politischen Gährung im Volke, so traut ihm dieses nichts Gutes zu, weil der gemeine Sinn nicht begreift, warum bei löblicher Absicht nicht baar zu Werke gegangen werde. Zumal das deutsche Volk, das kernhafte schwäbische, liebt die Baarheit vor Allem, und der deutsche Charakter überhaupt hat einen Stolz auf Persönlichkeit, die nicht behandelt werden will: aus welchem Zuge, wenn er noch frischer emporgerichtet und geläutert wird, unsre politische Freiheit wesentlich hervorgehn muß.

In Wirtemberg war durch die alten Verhältnisse, durch den Geist der Zeit, durch die neusten Veränderun-

gen und den Charakter des Königs, politische Spannung jeder Art an der Tagesordnung. Da begreift man, wie über Spittler, der seiner Kunde, seinem Talent und seiner historischen Freimüthigkeit nach als der tauglichste Gewährsmann alter Freiheit angesehen ward, dem man aber wegen jener Eigenthümlichkeit seiner Handlungsweise fremde Schuld beimaaß, sich die Meinung nicht ohne Grund verbreitete, daß er in Schwaben seines Charakters wegen nicht geachtet sey. Wie unrecht ihm damit geschah, erhellt hinlänglich aus meiner bisherigen Schilderung. Wenn er seine Freunde höher hielt, als seine Person, so noch viel höher die Sache. Er war nicht nur zu edel, sondern auch zu klug und hell und stolz, um zuletzt etwas Andres, als das Gute und Große zu bezwecken. Die unaussprechliche Rührung, womit er herrlicher That und Gesinnung in der Geschichte gedenken konnte, war keine augenblickliche der Phantasie, sondern quoll aus seinem innersten Wesen. Ueberdies vermochte er nach seiner Natur und Bildung sich nicht der Liebe zu seinem schönen Vaterland und seinen kräftigen Landsleuten zu entäußern.

Es kann nicht mehr fern seyn, daß die historische Entwicklung, wofür er so viel gethan, seinem Andenken gleichsam den Tribut der Dankbarkeit bringe, und durch sie wird er auch als Patriot glänzen. Das vornehmste Hinderniß, das ihr entgegenstand, ist durch den Tod des Fürsten, unter welchem er verkannt war, schon hinweggeräumt, so wie überhaupt für sein Vaterland eine Zeit angebrochen scheint, in welcher zu wirken er geschaffen war, und welche gegen ihn und die Seinen jede Pflicht erfüllen wird. *)

---

*) Bei dieser Gelegenheit äußre ich den Wunsch, daß ein Mann von unbefangener Beobachtung, welcher in der letzten Periode Spittlern nahe stand, seine Verhältnisse und seine Handlungen mit ausführlicher Genauigkeit beschreiben wolle. Das gegenwärtige Institut der Zeitgenossen würde auch für solche Beiträge, seiner Bestimmung und Zweckmäßigkeit nach, Raum haben müssen.

Es will zunächst Biographieen liefern, also Darstellungen von Personen durch die einfache Erzählung von den Thatsachen

Bei Verbreitung der erwähnten Meinung war auch die natürlich, daß er sich in seine vorige Lage zu Göttin=

---

selbst, wobei man ja nicht vergessen soll, daß man ohne voran=gegangene tiefe Kritik über die Thatsachen und die Läuterung aller Resultate über eine Persönlichkeit keine einfache biogra=phisch zusammengefügte Erzählung liefern kann, die unstreitig zu den schwierigsten Arbeiten eines historischen Geistes und vollendeten Charakters gehört.

Zweitens ist diese Sammlung Charakteristiken geweiht, welche sich von Biographieen dadurch unterscheiden, daß sie im Grunde eine Vorarbeit zu denselben sind, indem sie die Resultate der Forschung über ein Leben und eine Persön=lichkeit in einer Schilderung geben, welche die Thatsachen nur in so fern berührt, als deren Erwähnung zur Verständlichkeit nöthig wird.

Die dritte Abtheilung, oder die Andeutungen, kön=nen, wenn sie durch einen bestimmten Begriff gesondert seyn und einen eigenthümlichen Werth haben sollen, nichts anders, als die Idee liefern, aus deren Keim sowohl die Biographie als die Charakteristik hervorgeht. Geschieht dieses nicht, so werden sie leicht eine lose Spreu einzelner Züge seyn, die um so mehr von der Wahrheit entfernen, je mehr man sucht, durch Manier einer gedrängten und consequenten Art ihnen das An=sehn zu geben, als wären sie durch eine gründliche historische Idee zusammengefügt. Einen bedeutenden Vortheil gewähren sie bei Urtheilen über Zeitgenossen. Es hat vielfache, leicht zu errathende Schwierigkeiten, diese der Wahrheit gemäß zu beschreiben. In wirklichen Biographieen und Charakteristiken müssen alle ihre Verhältnisse, Eigenschaften, in sofern dadurch ein neues Licht entsteht, erörtert werden, sonst gebricht es an der Wahrheit; und so steuert man unter tausend Klippen des Anstoßes umher. Bei Andeutungen hingegen, wie sie kaum charakterisirt sind, ist es möglich, indem die Natur=Idee einer hervorragenden Persönlichkeit immer lobenswerth ist, Wahrheit und unanstößige Schilderung zu vereinen, wo=bei man nur auf seiner Hut seyn solle, daß dieser Vortheil nicht zu Lobrednerei gemißbraucht werde. Solche Andeutun=gen gar, welche zugleich an der gerügten bloßen Manier der echten Andeutung und an Lobrednerei kränkeln, müssen diesem Institut ganz fremd bleiben.

Nun aber fehlt es ihm an einer wesentlichen, und für unser Bedürfniß, für die Möglichkeit des Erreichens, viel=leicht überwiegenden vierten Abtheilung. Merkwürdige Zeit=

gen zurücksehne; und selbst sein trefflicher Landsmann Schiller versicherte dies, welcher die Gediegenheit seines Geistes hinlänglich, seines Charakters nicht genug kannte, nicht die Unmöglichkeit für ihn, in die zweite Periode seines Lebens zurückzutreten. Selbst da, als durch Gram erzeugte Krankheit seinen Körper untergrub, er dies fühlte, und sich gewiß nicht verbarg, welche Verhältnisse und Ursachen den Keim der Krankheit gepflanzt, hat ihn nicht gereut, in die praktische Laufbahn übergetreten zu seyn. Sonst hätte er nicht in diesem Zeitpunct noch seinen Freund Hugo zu einem gleichen Schritt gespornt; es wäre Verkennung seiner Wahrheit gegen sich und seiner Redlichkeit in der Freundschaft, zu argwohnen, daß er dadurch vor sich selbst oder Andern seine eigne Reue verhehlen wollte.

---

genossen wurden der Regel nach in der einen Periode ihres Lebens von diesem, in einer andern von einem andern beobachtet; wie selten kann ihnen ein Geschichtschreiber werden, der sie in allen Verhältnissen und an allen Orten ihres längern Aufenthalts begleitete. Zu einer Biographie wird am wenigsten, zu einer Charakteristik seltener Rath werden; doch Memoiren über einen Theil eines merkwürdigen Lebens, Bruchstücke, die keinen Anspruch auf ein historisches Ganzes in der Geschichtschreibung, wie die ersten, in der Geschichtforschung, wie die zweiten, machen wollen, wird man bei Richtung der Aufmerksamkeit darauf häufig werden sehn, fast immer ein brauchbares Material, öfters das Material einer gebildeten Denkkraft und Empfindung. Geschwind demnach nur Memoiren über die drei letzten Lebensjahre Spittlers! Dann sind wir der Hoffnung zu seiner Biographie um Vieles näher gerückt, wogegen der obige Aufsatz seinen Zweck erreicht hätte, wenn ihm das Verdienst einer Charakteristik nicht abgesprochen würde. Wir urtheilen über historische Arbeiten noch zu sehr ins Blaue hinein. Bei der Dichtkunst z. B. unterscheiden wir wohl Gattungen; und können gleich in einem vortrefflichen Gedicht mehrere in einander spielen: so verlangen wir doch mit Recht einen speciellen Grundton. Ueber geschichtliche Producte soll man eben so mit dem Urtheil zu Werke gehn; denn ohne vorangegangene scharfe und gründliche Sonderung gelangen wir zu keinem Sinn für harmonische Geschichtschreibung.

Unglücklich mußt' er sich allerdings fühlen; doch Reue und Verzagtheit waren fern von einem Geist, der so vertraut mit der Geschichte war, der aus den Systemen der Weltweisen sich die Grundsätze angeeignet hatte, welche über Verfehlen der besten Hoffnungen trösten, der früh dem religiösen Drang folgte und immer treu blieb, mit aller Empfindung und allem Seyn zuletzt zu einem höchsten Wesen aufzusteigen.

Ihm blieb er dankbar auch in der letzten Zeit seines Grames. Als ihn Hugo zum letztenmal besucht hatte, als sie von einander geschieden waren, beide in der Ueberzeugung, es sey der letzte Abschied, beide mit dem Bestreben, diese schreckliche Gewißheit jeder vor dem andern zu verbergen, schrieb er demselben die Zeilen: „Wir sind in den traurigsten Empfindungen von einander geschieden, denn Sie und ich waren von dem Gefühl durchdrungen, wir werden uns diesseits des Mondes nicht wiedersehn: und dieses Gefühl ist selbst seitdem bei mir in manchen Tagen bis zu einer Lebhaftigkeit gestiegen, der ich hier gern ausweiche. Wir haben in dieser Welt frohe Tage mit einander durchlebt, der Vorsehung sey Dank!"

In demselben Jahr starben unsre beiden vorzüglichsten Historiker, in demselben Alter noch rüstiger männlicher Kraft, und unglücklich in der Laufbahn des Staatsmannes, durch Gram darüber wenigstens mit aufgerieben. Spittler, bei Ehrgeiz nach dem Ruhm des Staatsmannes, mit übermäßiger Tüchtigkeit dazu, Müller, bei gleichem Ehrgeiz, ohne Fähigkeit dafür.

Leider geschieht, daß unsre Historiker die früheren Jahre gewöhnlich der gelehrten historischen Forschung weihn, und in der vollsten Reife des Lebens zu dem Beruf des Staatsmannes gelangen, nach welchem das Studium der Geschichte ihre Sehnsucht erweckte und lebendig erhielt, und daß sie eben dann, wo sie zur

echten

echten Geschichtschreibung eine Reife haben könnten, die für diese viel später eintritt, wie für jede andre Kunst und Wissenschaft, ihr gänzlich entzogen werden. Wenigstens war dieses der Fall bei jenen beiden Männern; denn auch Müller war in seinen früheren Verhältnissen weit mehr als Gelehrter, wie als Staatsmann zu nehmen, eine Benennung, welche nur dem gebührt, der zu den leitenden Geschäfftsmännern in der höheren Region der Staatsverwaltung gehört.

Anders verhielt es sich im Alterthum. Von der praktischen Laufbahn, den ersten Staatsämtern, begab sich Tacitus, seinen ältern Vorbildern gemäß, an die stille Arbeit des Geschichtschreibers. Da war möglich, in ihr den höchsten und letzten Beruf und die Unsterblichkeit zu empfinden.

Doch wird dies Niemand, der nicht bloß großes Talent, sondern wahrhaftiges Genie empfing. Jenes allein treibt bei dem Historiker heftig auf äußere Verhältnisse und politisches Eingreifen durch hohe Aemter. Darum, nicht bloß wegen des bürgerlichen Zustandes der Deutschen und der gewöhnlichen Lage unsrer Historiker, fanden auch Spittler und Müller nicht ihr Glück und ihre Ruhe in der Geschichtschreibung.

Unsere größten Genien in der Dichtkunst, Klopstock und Göthe, kannten kein höheres Ziel des Strebens, als die poetische Vollendung, jener vom Staat zurückgezogen, und dieser, wenn gleich an die Spitze der Verwaltung mitgestellt, ihrem Umtriebe seine Kräfte nicht weihend. Das größte und vielleicht einzige Genie der philosophischen Forschung, welches unser Volk aufzuweisen hat, Kant, setzte den Zweck und Ruhm seines Daseyns, und seine wesentlichste Freude, in sie allein und ihre Erfolge. Werde ein gleiches Beispiel in der Geschichte uns nicht zu lange von dem Schicksal vorenthalten!

Anmerkung. Spittlers Schriften sind noch nicht gesammelt, und die kleinern gerathen in ihrer Zerstreuung schon in Vergessenheit. Freilich können sie größtentheils, ihren besondern Zwecken und ihrer Geistesart nach, indem sie Leser von reicheren geschichtlichen Kenntnissen und angestrengter Geübtheit im Lesen verlangen, keiner allgemeinen Masse von Lesern zusagen. Weil sie aber voll sind von einem eigenthümlichen Geist in einem Vortrag, den er sich selbst geschaffen hat, soll man sie darum, ihre übrigen Vorzüge ungerechnet, als ein Nationalgut betrachten, und als ein solches in Obhut zusammenhalten. Wir sind wahrhaftig noch nicht reich an dergleichen Nationalgütern, wie viele Posaunen über originelle deutsche Köpfe wir leider hören müssen.

Gottfried August Bürger.

Von

O. K. L.

Gottfried August Bürger,

zu berühmt in der Blüthe seines poetischen Ruhmes, darauf und auch jetzt noch nicht genug geachtet, von der Nachwelt gewiß bald nach seinem glänzenden, bestimmten, und in gleicher Größe der deutschen Sprache äußerst selten geglückten Talent der Darstellung, nach seinem unvergänglichen Verdienst gehörig gewürdigt, ist für unsre Tage noch nicht nach seiner Eigenthümlichkeit beurtheilt.

Ob wahr sey, was er selbst über sich sang, daß seiner Palmen Keime starben, eines bessern Lenzes werth, kann vielleicht entschieden werden, wenn man sein Schicksal mit der eigenthümlichen Geisteskraft vergleicht, die sich in seiner Poesie darthut. Geboren im Fürstenthum Halberstadt zu Wolmerswende, unter den Gesängen der ersten Stunde des Jahres 1748, wodurch das neue Jahr nach alter Sitte vom Kirchthurm herab begrüßt wurde, fand er wohl selbst in diesem Umstand gleichsam ein Vorzeichen, daß er zum Volksdichter bestimmt war. Wenigstens ward er dieses nicht im geistlichen oder christlichen Sinn des Wortes, ein frischer Trieb des sinnlichen Lebens stempelte ihn zum Volksdichter fast entgegengesetzter Art; doch waren Gesänge, wie Luthers: Eine feste Burg ist unser Gott, war es die heilige Schrift, wodurch sein poetischer Genius zuerst und allein Schwingen bekam. Ungemein ist der Segen, welcher unsrer Litteratur durch die deutsche Bibel zufloß, vorzüglich indem sie unsern

nationalsten Geistern, wie Klopstock, Göthe und Bürger, ihre Grundbildung gab.

Außerdem konnte der Knabe in seiner äußern Lage wenig Anlaß zur Weckung seiner dichtenden Kraft finden. Die Natur, in welcher er lebte, gehörte zu jenen Gegenden des nördlichen Deutschlands, die weder durch einen hohen noch romantischen Charakter, nicht einmal durch eine üppige Fülle der Säfte, den Geist sehr anziehen und beleben. Indessen gibt es keine so arme Natur, daß sie einem poetischen Geist nicht theuer würde, ihn nicht bereicherte. Die freien, grünen und mit sparsamem Buschwerk bewachsenen Hügel seines Geburtsortes wurden der Sitz einer poetischen Einsamkeit des Knaben*), und ohne Zweifel hat das Schauerliche und Dämmernde, welches den Wechsel des Tages und der Nacht, selbst der Jahreszeiten in jenem Norden bezeichnet, Bürgers Einbildungskraft zuerst so gestimmt, wie sie in seiner Lenore und andern seiner Gedichte erscheint.

Auch durch sein Beispiel scheint die Bemerkung bestätigt zu werden, daß die berühmteren Dichter ihren Genius größtentheils als ein Erbtheil von ihrer Mutter her ansehen müssen. Bürger rühmte die seine als eine weibliche Natur von außerordentlichen geistigen Anlagen, die indessen auch nicht im mindesten ausgebildet waren. Ob diese Rohheit nicht auf den Sohn einwirkte, nicht eines der Haupthindernisse für die spätere Zeit wurde, daß sein Geist von manchen Schlacken sich nicht losringen konnte? Genug, daß er unmoralische Züge im Charakter der Mutter früh wahrnahm und verwerflich fand. Der Eindruck von der Sittlichkeit seines Vaters, eines Landpredigers, wirkte gegen das Beispiel der Mutter. Daß die Gemächlichkeit desselben den Knaben, dessen Geist lieber in den Bildern seiner Einbildungskraft und in seinen frischen sinnlichen Wahrnehmungen lebte, als sich zum Auswen-

*) Siehe Althofs äußerst zuverlässige und schätzbare Nachrichten über Bürgers Leben, die hier öfters zum Grunde gelegt, auch durch neue Nachrichten bestätigt und erweitert sind.

diglernen und überhaupt zu Anstrengungen nach fremder Willkür bequemte, bis zu seinem zwölften Jahr beinah ganz unwissend bleiben ließ, mag dem Genius des Dichters mehr gefrommt, als geschadet haben. Der unwissende Knabe, der nur lesen und schreiben konnte, machte doch schon Verse, die der metrischen Richtigkeit und des Wohlklangs nicht entbehrten. So offenbarte sich früh eine seiner besten poetischen Tugenden, woran wenige deutsche Dichter ihn erreicht haben, sein überaus feiner Tact für den lyrischen Wohlklang.

Als alle Versuche mißlangen, ihm die ersten Elemente der lateinischen Sprache mit Sicherheit einzuprägen, er auch auf der Stadtschule zu Aschersleben wenig Fortschritte im Latein machte, rückte er durch eigne Kraft in der Poesie immer weiter vor. Ein Gedicht von ihm, welches zwei Feuersbrünste zu Aschersleben schilderte, verrieth durch seinen religiösen Ton, wo allein Bürger in einer poetischen Schule gewesen war; und ein Epigramm von ihm auf den ungeheuern Haarbeutel eines Mitschülers, welches eine Rauferey mit diesem, eine harte Züchtigung des Verfassers veranlaßte, hatte den Einfluß auf sein Schicksal, daß er auf das Pädagogium nach Halle geschickt wurde, und dort an Göckingk einen Mitschüler gewann, in dessen Genossenschaft er den Schulübungen im Versemachen doppelt eifrig oblag. So trieb ihn das Schicksal durch die Poesie zur weitern Ausbildung seiner Neigung und Leidenschaft für dieselbe.

Auf der Universität Halle sollt' er, nach Wunsch und Willen des Vaters seiner Mutter, von dessen Vermögen und Unterstützung er abhing, die Theologie studiren, ein Studium, welches einer lebhaften Sinnlichkeit und einem feurigen, selbstthätigen Geiste nur durch große Vorkenntnisse und eine seltne historische Umfassung theuer werden kann. Beides fehlte Bürgern, und seine Sinnlichkeit war zu frisch, als daß sie sich in das Helldunkel religiöser Bilder hinüberspielen mochte. Sie einem solchen Einfluß gänzlich zu entfremden, wirkte überdies sein Umgang mit Klotz, dem eine Zeit lang berühmten Lehrer der Alterthumskunde. Der Schaden, welchen durch diesen Verkehr seine Sittlichkeit erlitt, die dem Dichter immer rein

zu erhaltende Stimmung für das Ideale, ward nicht vergütet durch die reichere literarische Kunde, durch die Kenntniß vom Alterthum, welche er durch dieselbe Bekanntschaft gewann.

Sein planloses Leben, sein Schwärmen und Treiben, bewog seinen Großvater, ihn abzurufen. Doch war er demselben zu werth, als daß sein Wunsch, in Göttingen die Jurisprudenz zu studiren, unerfüllt geblieben wäre.

Auch] dieses Studium sagte ihm an sich wenig zu, aber es hinderte seinen Scharfsinn nicht an einigem Fleiß in demselben, daß er sich von Neuem in das Irrsal roherer Sinnlichkeit stürzte; denn wenigstens machte ihm die Rechtsgelehrtheit nicht, wie die Theologie, Vorwürfe hierüber.

Ein Glück für ihn, ohne welches er vielleicht namenlos vergangen wäre, wurde jetzt, da zu den Ausschweifungen der Sinnlichkeit, weil der erzürnte Großvater ihn nicht mehr unterstützen wollte, sich nun auch Armuth gesellte, um ihn immer tiefer zu erniedrigen, daß er in Bekanntschaft mit Jünglingen kam, wie Boie, Sprengel, Biester. Der erste übte feinen Sinn für Correctheit der poetischen Sprache, der Gedanken und Empfindungen, auch der Sitten, war also ganz geeignet, für Bürger hülfreich zu werden. Vielleicht war er demselben aus eben diesem Grunde auch etwas drückend, und weniger zusagend, als die beiden letzten, welche freilich Sinn und Eifer für vielfaches gründliches Wissen hatten, doch einer Derbheit im Ton und Betragen, einer Uebertreibung des sinnlichen Genusses mehr nachhingen, als billig war.

Vorzüglich mit diesen drei Freunden durchwandelte Bürger das weite Gebiet der neueren Literatur der Franzosen, Engländer und Italiener, und selbst die Spanier blieben ihnen nicht gänzlich fremd. Shakspeare's Genius übte solche Gewalt über sie, daß sie seine Ausdrücke zu ihrer eigenthümlichen Conversationssprache machten. Auch Bürgers Kunde vom Alterthum, durch Klotzens Freund=

schaft aufgekeimt, ward durch diese neuen Freunde von Neuem belebt und erweitert.

Seine Liebe zur Poesie bekam zugleich einen mächtigen Antrieb zu angestrengter Arbeitsamkeit, als der schon namhafte Gotter sich mit Boie zu dem ersten deutschen Musenalmanach für das Jahr 1770 vereinte. Eben solche zwei Muster von Eleganz und Correctheit, in deren Genossenschaft Bürger gezogen ward, waren geeignet, seinen eignen Tact für Wohlklang und Richtigkeit der Sprache gegen die Derbheit seines Genius zu waffnen, welcher ihn freilich den guten Geschmack schwerer erreichen ließ, als es jenen bei ihrem ungleich schwächeren Talent und ihrer gemäßigtern Natur geworden. Die Nachtfeier der Venus, vorzüglich, auch das Dörfchen, das Lied an die Hoffnung, welche jetzt gedichtet wurden, beweisen die Stärke des Einflusses, den jene beiden Freunde auf Bürgers Geschmack hatten; aber in ihm traf ihr eigner, der besonders durch französische Eleganz und Zartheit die Richtung gewonnen, auf ein besondres ursprüngliches Talent, das dieser Zartheit mit deutscher Fülle und Frische zusagte.

Wir bemerken hier den einen Hauptstral in dem Genius dieses Dichters. Für jene Gattung der Poesie, wo Zartheit der Empfindung, beschwingt durch eine heitere, weiche und farbenreiche Phantasie, sich in einer Sprache erhebt, welche wie ein Aether gleichartig solche Empfindung und Phantasie umgibt, zeigte er hier ein so entschiedenes Talent, wie sich späterhin nur noch einmal in Deutschland, nämlich in Matthisson, wieder gezeigt hat. Allein es war in Bürger zugleich mit so wenig Entfernung von der Wirklichkeit, mit einer so frischen, eingreifenden Kraft gepaart, daß er das Höchste deutscher Art in dieser Gattung hervorgebracht hätte, wenn es ihm vom Schicksal, vielleicht auch von dem zweiten Hauptstral seines Genius und dessen Eigenthümlichkeit verstattet wäre.

An Shakspeare, dann an Percy's Relicks rankte sich in ihm zu derselben Zeit leidenschaftlich jene Phantasie auf, die unter dem nordischen Himmel seines Geburtslandes in

ihm aufgekeimt war. Nothwendig gewann er die Ballade und Romanze lieb, so wie sie vom Norden, großartiger und individueller als vom Süden, erzogen war. Da er außer dem lyrischen noch ein episches Talent in sich fühlte, insofern dasselbe überhaupt ein darstellendes bedeutet, welches Thatsachen in poetisch-historischer Form erzählt: so vereinte sich die Neigung seiner Phantasie für die Romanze mit demselben, und die erste Frucht davon war seine Lenore, in welcher seine darstellende Kraft mehr mit seiner lyrischen ringt, als in seinen nachfolgenden Producten derselben Gattung.

Als sie entstand, lebte er schon auf dem Lande bei Göttingen, in der Stelle eines Justizbeamten des Gerichtes Alten-Gleichen, welches kümmerliche, seinen Neigungen keineswegs entsprechende Amt ihm nach der Vorstellung seiner Freunde nur Muße verschaffen sollte, ein Meisterwerk zu vollbringen, das ihn in der öffentlichen Meinung hoch genug stellte, um ihm einen ergiebigen und seinem Talent, seiner Neigung entsprechenden Posten zu verschaffen. Man traute ihm die Kraft zu, ein solches Meisterwerk, das doch ein großes, umfassendes seyn mußte, hervorzubringen. Ob man hierin nicht irrte, bleibe noch dahingestellt; aber gewiß kannte man Deutschland und unsre öffentlichen Verhältnisse wenig, wenn man auch von einem solchen Meisterwerk hoffte, daß es zum Vortheil seines Urhebers die Gunst unsrer bürgerlichen Gesellschaft hinlänglich gewinnen und festhalten würde.

Ein Glück für ihn in seiner ländlichen Abgeschiedenheit war, daß die Nähe Göttingens ihm möglich machte, mit seinen dortigen poetischen und literarischen Freunden in Verbindung zu bleiben. Sie bildeten bald jenen Kreis von jungen Männern, welcher in der deutschen Literatur berühmt geworden ist und verdienstvoll gewirkt hat, wie der erste herrliche Jugendkreis, der von einer deutschen hohen Schule aus eine Revolution in unsrer deutschen Literatur hervorbrachte. Wem jener Göttingische nicht so gewichtig als der ältere Leipziger dünken sollte, der wird bemerken, daß Klopstock, unvergleichbar über seine Genossen hervorragend, der Schöpfer einer neuen Dichtkunst in Deutschland, zu dem Leipziger Cirkel gehörte, in-

dem Göthe, das Haupt der zweiten Epoche in unsrer Dichtkunst, gleichzeitig aufblühend mit den Göttingern, fern von ihnen sich ausbildete.

Voß und Bürger sind in der Folge der Jahre unter diesen die bedeutendsten geworden. Allein den ersten hatte damals das angestrengte Studium der Alten gleichsam noch nicht mit einem Dichtergeist beseelt, den er nicht ursprünglich in sich trug, und woran ihm der letzte überlegen war, welcher auch in späteren Jahren sich wenigstens mit der lyrischen Poesie jenes Dichters nicht befreunden wollte. Hölty's erinnerte er sich mit heitrem Wohlwollen; doch hatte ihm derselbe durch sein Aeußeres solchen Eindruck hinterlassen, daß er das sanfte, phantasievolle und künstlerische Gemüth in dessen Poesie nicht hoch genug zu achten schien. Am meisten riß ihn das Feuer, der edle Schwung des jüngeren Grafen Stolberg hin, und wiewohl er von sämmtlichen Gedichten desselben in den späteren Jahren keins besonders ins Herz geschlossen hatte, glaubte er gern an einen ungemeinen poetischen Genius seines Freundes. Vielleicht ward ihm, seinem eignen dichterischen Vermögen zu Folge, nicht klar genug, daß Feuer, Schwung, Adel des Herzens und der Sprache, wie hoch sie steigen mögen, ohne hinlänglichen Gehalt der Gedanken und künstlerische Anordnung, noch nicht im Stande sind, ein wahrhaftes Gedicht zu schaffen. Mit Vergnügen pflegte Bürger Sprickmanns zu erwähnen, wenn er behauptete, daß das ursprüngliche echte Talent eines jeglichen sich von früh an unaufhörlich offenbare. Wie bei ihm selbst sich jeder Stoff zur Ballade oder zum Lied gestaltet habe, so bei jenem Alles zur dramatischen Einkleidung. Von Keinem, sagte er einst, verdrießt mich so, wie von ihm, daß ihn leere Studien und Beschäfftigungen verleitet haben, sein Pfund nicht wuchern zu lassen.

In diesem Kreise, zu welchem auch Leisewitz, Martin Miller, der Bürgern ungemein angenehm war, und Andre gehörten, machte die Lenore einen Eindruck, welcher Bürge war von der lebhaften Theilnahme, die das Gedicht nach seiner Erscheinung im Musenalmanach in Deutschland erregte. Auch der Verfasser dieser Blätter hat öfters die Versichrung Bürgers gehört, keine ähnliche

altenglische Ballade gekannt zu haben, und zu dem phantastischen Product veranlaßt zu seyn durch den Gesang eines Bauernmädchens im Mondschein, welche nur die drei Verse zu wissen schien:

Der Mond der scheint so helle,
Die Todten reiten so schnelle:
Feinsliebchen, graut dir nicht?

Aber auch in Bürgers Seele blieb die Lenore lange ein Bruchstück, und er dichtete von Zeit zu Zeit nur einzelne Strophen. Wirklich ist sie auch nie zu einem Ganzen geworden, was er schon bei ihrer Vollendung fühlte, späterhin deutlich einsah. Er pflegte sie die alte alberne Lenore zu nennen, und erzählte dann mit Lustigkeit, wie er zu derselben Zeit, als sie ihm in Deutschland nicht unbedeutenden Ruhm erwarb, auf einer Reise nach Weißenfels in einer Dorfherberge übernachtete, durch ein Getöse in der anstoßenden Bauernstube im Schlaf gestört aufhorchte und merkte, daß seine Lenore vorgelesen würde. Er gesellte sich zu dem Schulmeister, der vorlas, und zu den Bauern, die den größten Beifall äußerten, und am Schluß die Begier zu wissen, wie es nun weiter gegangen sey; auf Bürgers Versicherung aber, daß sie das Ende schon gehört hätten, keine Fortsetzung erfolge, wie er von dem Verfertiger der Lenore selbst wisse, sich sehr ungläubig bewiesen.

Für die beiden Gattungen von Poesie, wofür ihn die Natur unbezweifelt erkohr, hatte er sich nun rühmlich die Bahn gebrochen, als seine Verhältnisse sich genug verwirrten, um seine Kraft zu lähmen, wenn ihn die Natur auch noch für höhere Gattungen der Kunst und die Tiefen des Wissens bestimmt hätte. Er verheirathete sich mit einer von den Töchtern eines hannövrischen Beamten in der Nachbarschaft, Leonhards zu Niedeck, im September 1774, indem er, nach seinem eignen Geständniß, schon am Brautaltar eine Leidenschaft für deren jüngere, kaum funfzehnjährige Schwester Auguste empfand, die er unter dem Namen Molly gefeiert hat. Wer ihn tadelt, daß er bei solcher Entdeckung nicht noch am Altar von der Ver-

bindung mit der älteren zurücktrat, daß er die Leidenschaft nicht ausreutete, als er einmal in eine Ehe ohne Liebe getreten war, der werfe einen Stein auf ihn, wenn er sein eignes Herz immer zu dem hellsten Bewußtseyn bringen, solche Leidenschaft empfinden, und einer Pflicht zu gefallen, die es nur durch bürgerliches Gesetz ist, heldenmäßig zu unterdrücken vermag. Genug, daß Molly nach dem Urtheil eines Richters selbst, der vielleicht für einen Repräsentanten der weisen, unparteiischen, billigen und streng sittlichen, durch reifes Studium geübten Menschenkenntniß gelten kann, ein Muster von Anmuth und weiblichen Tugenden war; daß sie Jahre lang, wiewohl auch sie den Dichter liebte, seiner Leidenschaft widerstand. Er selbst drückt sich über seine damalige Lage so aus: „Ich würde ein Buch schreiben müssen, wenn ich die Martergeschichte dieser Jahre und so viele der grausamsten Kämpfe zwischen Liebe und Pflicht erzählen wollte. Wäre das mir angetraute Weib von gemeinem Schlag, wäre sie minder billig und großmüthig gewesen (worin sie freilich von einiger Herzens-Gleichgültigkeit gegen mich unterstützt wurde), so wär' ich zuverlässig längst zu Grunde gegangen, und würde jetzt diese Zeilen nicht mehr schreiben können. Was der Eigensinn weltlicher Gesetze nicht gestattet haben würde, das glaubten drei Personen sich zu ihrer allerseitigen Rettung vom Verderben selbst gestatten zu dürfen. Die Angetraute entschloß sich, mein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, und die andere im Geheim es wirklich zu seyn. Dies brachte nun zwar mehr Ruhe in Aller Herzen; aber es brachte auch eine andere höchst angst- und kummervolle Verlegenheit zu Wege."

Rechnet man zu der Verwirrung durch eine solche Leidenschaft, daß die Einkünfte seines Aemtchens wenig für seine Bedürfnisse ausreichten, Unfälle das Vermögen zerrütteten, welches er von seinem guten Großvater erhalten hatte und hoffen konnte, überdies seine amtlichen Geschäffte ihm zu wenig zusagten, als daß er sich nicht einige Vernachlässigung derselben erlaubt hätte, was seine Lage noch mehr verkümmerte, wenn er z. B. Strafgelder, deren widrige Eintreibung er gern vergaß, ersetzen mußte; fast liebenswürdige Schwächen, die ein Verleumder vor die hannövrische Regierung als Verbrechen zu bringen sich

untersing: so wäre allerdings begreiflich, wie selbst ein Dichtergenius, welchen die Natur zu umfassenden und unsterblichen Werken geweiht hätte, in Bürgers Lage sein Feuer verlodern ließe, und die Unsterblichkeit seines Ruhms nicht in diesem Leben zu gründen hoffte, sondern von einem bessern Lenz erwartete.

Man wundert sich vielleicht, daß er keine Schritte that, um sich eine vortheilhaftere Lage zu erwerben. Sie geschahen und fruchteten nicht, und in seinem Naturell lag, daß er schnell bei Versuchen der Art abstand, so wie er überhaupt in Verhältnissen zu Menschen und zu der bürgerlichen Gesellschaft leicht den Muth verlor. Ein Schritt, der für ihn gewiß sehr kühn war und dessen er mit Wohlgefallen in spätern Jahren noch gedachte, war sein Entschluß, den großen König von Preußen um eine seinen Fähigkeiten angemessene Stelle im Preußischen zu bitten. Er lobte gegen den Urheber der gegenwärtigen Erinnerungen dieses Schreiben als eine seiner gelungensten Arbeiten, als ein rhetorisches Meisterstück, und verwunderte sich komisch genug, daß es ihm dennoch keine Frucht getragen hätte. Wirklich war ein Befehl des Königs an seinen Großcanzler ergangen, auf eine Anstellung Bürgers bedacht zu seyn, welches ihm dieser eröffnete mit dem Zusatz, wie man ihm eine Stelle, die ihm angemessen wäre, anbieten wolle, sobald eine solche erledigt würde. Der Dichter hatte diese Versicherung zu buchstäblich genommen und sich bei ihr beruhigt, worauf nach dem gewöhnlichen Gang der Geschäffte nichts weiter erfolgte. Eine Versorgung in der Justiz war überdies für ihn ja nicht geeignet. Sein Schreiben an den König hat sich unter seinen hinterlassenen Papieren nicht gefunden; auch konnt' er es selbst nicht finden, als er es dem Verfasser vorlesen wollte.

In einer Lage der Art hielt Bürger stets den Gedanken fest, sich durch ein großes Werk auszuzeichnen, wiewohl er zu einem eignen umfassenden Gedicht den Muth nicht scheint gehegt zu haben. Er unternahm eine Verdeutschung der Ilias in fünffüßigen Jamben, und vollendete mehrere Gesänge. Man darf nicht in Abrede seyn, daß sowohl in dieser Verdeutschung, als in seiner nachhe-

rigen Umarbeitung derselben in Hexameter, der frische Abenteuergeist der homerischen Helden lebhafter vorscheint, wie in allen andern Uebersetzungen des alten Sängers; aber auch in dem hexametrischen Versuch wird offenbar, daß Bürger für die epische Sprache und den epischen Versbau schlechterdings nicht geeignet war; Homer wird durch ihn zu einem Balladensänger.

Dagegen war er ganz für eine andre Arbeit derselben Zeit, zur Verdeutschung der Hexenscenen im Macbeth, geschaffen. Kräftig, wie Shakspeare selbst, und mit schauderhafter Wahrheit zeichnet er diese so eigenthümlichen Gebilde der nordischen Phantasie, weit entfernt von dem unschiklichen Versuch, welchen nachher Schiller machte, sie zu etwas Edlerem zu gestalten, und ihnen das Niedrigschauerliche zu nehmen. Als er aber späterhin das ganze Trauerspiel verdeutschte, zeigte er eben so wenig Beruf zum tragischen Dichter, als zum epischen durch seinen Homer.

Ein neues Leben schien für ihn zu beginnen, da er im Jahr 1784 seine Gattin durch den Tod verlor, sein Aemtchen aufgab, und sich im folgenden mit Molly vermählte.

Er hatte zu Göttingen schon angefangen, Unterricht zu ertheilen. Vorzüglich bestimmte ihn wahrscheinlich zur Wahl dieses Aufenthalts, daß er schon seit 1778 den Göttingischen Musenalmanach herausgab, und an dem Verleger desselben einigermaaßen eine Stütze hatte. Er hoffte sich zum öffentlichen Lehrer der schönen Wissenschaften emporzuarbeiten, und als solcher eine Besoldung zu erhalten, die ihn der ersten Nahrungssorgen überhöbe. Allein diejenigen seiner Freunde, welche ihm damals riethen, nicht Göttingen für seine Hoffnungen zu wählen, beurtheilten ihn und den Charakter dieser Universität gewiß am richtigsten. Es sind nicht die schönen Wissenschaften, welche auf ihr blühen sollen, vielmehr schien die hannövrische Regierung von jeher die Maxime zu hegen, daß das Blühen derselben auf einer solchen Lehranstalt den gründlichen Studien leicht Eintrag thue. Ueberdies hatte sie, oder hatten wenigstens einige ihrer angesehensten Mit-

glieder nicht durchaus grundlose, doch sehr übertriebene Vorurtheile gegen Bürgers sittliche Aufführung; und von allen Universitäten leidet Göttingen, wo die Gesellschaft der Lehrer und Studenten auf Haltung und Form der Gesellschaft in Residenzen gestimmt ist, für seinen eigenthümlichen Ton am meisten von einem ungeregelten Betragen eines Lehrers. Man hat sich in der Furcht betrogen, wenn man dieses von Bürger erwartete, der immerdar, seitdem er zu Göttingen lehrte, in untadelhafter Stille gelebt; doch hat jene Furcht eben so gegen ihn gewirkt, als wenn sie noch so gegründet gewesen wäre. Ueberdies hatte er keineswegs die glänzenden Eigenschaften des Vortrags, welche erforderlich sind, um die deutsche Jugend für die schönen Wissenschaften zu befeuern. Klein, hager, furchtsam und unscheinbar trat seine Gestalt auf; die für seinen übrigen Körper zu großen und starken Züge seines Gesichts, die Kühnheit in seiner Stirn und Nase, die schönen Augen voll Empfindung und Phantasie, die schwungreiche, himmelangerichtete Haltung des Kopfs, hätten indessen so die Kümmerlichkeit seiner Figur, als das Verfallene in dem bleichen Angesicht bald in Vergessenheit gebracht, wenn er nur mit mehr Strom und Kühnheit geredet hätte. Allein dies geschah nur in wenigen Momenten, wo sein Dichterfeuer aufschlug; in der Regel sprach er langsam, matt; und wenn seine Sitte, mitunter lange Pausen zu machen, und auf dem Catheder erst zu versuchen, ob ein Gedanke ihm ganz klar werden wolle, feinen Köpfen unter seinen Zuhörern interessant seyn mochte: so verloren die gewöhnlichen, die größere Menge, darüber alle Geduld und Theilnahme an seinen Vorträgen.

Endlich konnte man nicht leugnen, daß seine Aesthetik auf keinem durchgängig gründlichen Denken ruhte, daß sie einer zweckmäßigen Composition entbehrte. Nur in einzelnen Artikeln, vorzüglich in solchen, wo die Kunstfertigkeit in besondern Betracht kam, war er gründlich, bisweilen unübertrefflich, und auch die dumpfsten Zuhörer empfanden eine Anwandlung von Begeisterung, wenn er auserlesene poetische Stellen mit seiner klangvollen Stimme hersagte, welche insonderheit für lyrische Declamation, unterstützt von seiner vollendeten Kunde des Versbaues,

jede

jede Art des Wohllautes, jede Stärke und Weiche in sich vereinigte. Unvergeßlich sind die Augenblicke, wenn er, wie auf dem Catheder so auch im Privatumgang, aus dem Reichthum seiner Belesenheit Stellen vortrug, deren Schönheit sie ihm werth gemacht hatte. Selbst aus Büchern, die er im Ganzen nicht achtete, wußt' er dergleichen geduldig aufzulesen und sich anzueignen. Oft hat er aus dem Doolin von Alxinger mit innigster Rührung die Stanzen recitirt, wo der Eindruck beschrieben wird, den der Tod des Einsiedlers auf des Waldes Umgebung macht; und blos ihrentwegen gedachte er jenes Gedichtes mit Freundlichkeit.

Schon bei der Aesthetik suchte er sich der Einwirkung von Kants Philosophie offen zu erhalten, und er war entschlossen, begann auch mit Anstrengung, dieselbe nach ihrem ganzen Umfang zu erforschen und zu prüfen, und ihre wahre Lehre sich zu einer klaren, populären und schönen Darstellung anzueignen. Da die übrigen Theile der Philosophie in Göttingen mehr Ansehn hatten als die Aesthetik, hoffte er wohl als philosophischer Lehrer überhaupt mehr Glück zu machen. Aber gerade der Kantischen Lehre, so dem wirklich Idealischen in ihr, als ihrer Einkleidung desselben, die ihm den Schein einer viel größeren Untauglichkeit für das wirkliche Leben gab, wie in ihm war, stand die Denkart Göttingens und die Regierungsmaxime für diese Universität sehr im Wege. Nach Allem, was wir schon über Bürgers Eigenthümlichkeit im Vortrag gesagt haben, wird man gern einräumen, daß er nicht geschaffen war, der Kantischen Philosophie dort zur Wurzel zu verhelfen; doch auch an sich war seine Denkkraft ihr nicht gewachsen. Die Klarheit des Kopfes und der Begriffe, die von einem so echten und wie auch begrenzten poetischen Talent, von einem so lautern Anschauungsvermögen, wie das seinige, freilich nicht getrennt seyn kann, ließ sich darum nicht zu erschöpfender Denkkraft und zum Tiefsinn erheben; und so wenig Bürger sich zum epischen und tragischen Dichter stempeln konnte, so wenig auch zum Denker im hohen Sinn des Worts. Schon ward ihm ungemein schwer, bisweilen unmöglich, sich nur identische Sätze zu denken.

So billig und gegründet wir dieses Urtheil halten, und wiewohl wir nicht von der Ueberzeugung lassen können, daß er als Dichter und Philosoph im Wesentlichen über die angegebnen Grenzen auch bei dem günstigsten Schicksal nicht hinausgegangen wäre, geziemt uns zugleich die sichre Hoffnung zu äußern, daß er sich innerhalb solcher Grenzen ungleich mehr, noch reichere, noch frischere Kränze des Ruhms errungen hätte, daß er in einer Haltung, die endlich in der Regel auch zu äußerem Glück führt, geblieben wäre, wenn er nicht seine Molly, die er als seine Frau vor aller Welt im Herbst 1785 nach Göttingen gebracht, schon zu Anfang des folgenden Jahres, am funfzehnten Tage nach ihrer anfangs glücklichen Entbindung von einer Tochter, durch ein grausames, unüberwindliches Fieber verloren hätte; „Sie, (so lautet sein Trauerbrief,) die Ganzvermählte meiner Seele, Sie, in deren Leben mein Muth, meine Kraft, mein Alles verwebt war.“ Zwei Monate später schrieb er an seinen Freund Boie: „ich liebte sie so unermeßlich, daß die Liebe zu ihr nicht blos der ganze und alleinige Inhalt meines Herzens, sondern gleichsam mein Herz selbst zu seyn schien.“

In dieser Klage und Ansicht war eine schreckliche Wahrheit nicht des vorübergehenden Zustandes, sondern eine immerdauernde und in der Natur Bürgers tief begründete. Ob er gleich nicht blos von Jünglingstagen, die von beglückter Liebe wären gekräftigt gewesen, sondern auch von seinem damaligen Seyn sich rühmen konnte, Hundert mit Gesang, Tausende mit Wissenschaft zu schlagen: so fehlte seiner weichen, sinnlichen Natur doch die Kraft zur steten Anwendung seiner Talente, zur klugen, planmäßigen Benutzung seines Geistes, zum gehaltnen Eingreifen seiner Studien in die Literatur und das Leben. Dazu mußt' ihn fremde Kraft fördern, ununterbrochen aufrecht erhalten; aber bei seinem sehr reizbaren Selbstgefühl mochte diese Kraft keine andere als die Liebe seyn. Es war so durchaus gegründet, was er späterhin schrieb: „Liebe würde meiner mächtig seyn, so viel ich nur meiner selbst mächtig bin, und wohl noch mehr. Ich weiß nicht, ob es mir zum Lob, oder zum Tadel gereichen mag, daß ich mich bei einem geliebten Weibe kaum gegen Sclaverei

aufrecht erhalten würde, besonders wenn sie die Kunst zu herrschen verstände." Man würde seiner Molly Unrecht thun, wenn man ihr eine solche Kunst beilegen wollte. Aber sie herrschte unumschränkt über Bürger, ohne es zu beabsichtigen, einzig durch die gegenseitige Liebe. Sie war nach Aller Urtheil, welche sie kannten und urtheilen konnten, eine so in sich selbst begnügte und harmonische Natur, daß ihr nichts fehlte, als ein Mann, den sie lieben mochte; dabei waren ihre Gestalt und ihr Gesicht wenigstens so anmuthig, ihre Stimme hatte jenen Flötenton voller und weicher Empfindung, der für Bürgers eigne phantasievolle Weichheit und seinen ungemeinen Tact für Wohllaut über Alles bezaubernd war, in einem solchen Grade, daß selbst seine Einbildungskraft und Sinnlichkeit, die sich an ein Flattern früh ergeben hatten, und denen, nach seinem eignen Ausdruck, die Gefühle wie ein Dieb in der Nacht kamen, von den Reizen dieser Geliebten in Befriedigung und Treue für sein ganzes Leben festgehalten wären. Die eigene thätige Harmonie trug Molly auf ihre Umgebung, am nächsten und sichersten auf den geliebten Mann über. Zu Befolgung der kleinen Pflichten des geselligen Lebens, worin Bürger zu seinem großen Nachtheil sehr lässig war, zum Erwerb förderte sie ihn, und hielt das Erworbene zu Rathe. Durch sie, pflegt' er zu sagen, wäre ich sicherlich wieder auf einen grünen Zweig gekommen.

So viel er vermochte, hat er sich ermannt seit ihrem Tode. In den beiden Gattungen der Poesie, wofür ihn, nach unsrer Ueberzeugung, eine Naturanlage beiwohnte, fuhr er fort, wie in seinen vorigen Verhältnissen, so auch nach Molly's Verlust, vorzügliche Werke zu schaffen; und man darf mit Wahrheit behaupten, daß er in dieser letztern Periode für beide Gattungen in seinem hohen Lied von der Einzigen, und in seinem Lied von Treue etwas größeres geliefert hat, als in früherer Zeit.

Die Situation des ersten ist freilich vor Molly's Hinscheiden; doch rückte die Idee desselben in der Ausarbeitung erst im Jahr 1788 vor. An Pracht und umfassendem Wohllaut des Sylbenmaaßes, an reifer poetischer Kunstfertigkeit, also auch in Anstrengung und Aufwendung der

Kraft, übertrifft es bei weitem die vorigen lyrischen Gedichte Bürgers. Doch wird man nicht leugnen, daß seine Phantasie in seinem ersten berühmt gewordenen lyrischen Versuch dichterisch zarter und reiner gewesen sey. Wir geben der Zartheit mit Fleiß jenes Beiwort, damit man uns nicht entgegne, daß die Weise und der Stoff an sich zarter und lieblicher in der Nachtfeier der Venus war. Nicht dieser, wohl aber dem hohen Liede merkt man die Derbheit und gewisse Schlacken der Phantasie an, wovon er nicht freizusprechen war; und doch hatte das erste Gedicht den brausenden Jüngling, das zweite den reifen Mann zum Urheber. Woher diese Erscheinung? ist sie daher zu erklären, daß der Jüngling durch Boie, Gotter und Andre gefesselt war? Es scheint nicht; denn wie sehr feilte er an sich selbst, und mit welcher eigensinnigen Zartheit hat er als Mann die Nachtfeier der Venus immer wieder überarbeitet, um in Sprache und Bild nicht den geringsten Flecken zu lassen. Aber als er sie zuerst dichtete, hatte er noch nicht den Romanzenton versucht, dessen Art seine ursprüngliche Derbheit und die nordische Unlieblichkeit seiner Phantasie leicht wieder hervorlockte. Dies scheint eine Ursache, warum auch das hohe Lied, das er zur reinsten Vollendung geweiht hatte, von ihnen nicht frei bleiben konnte. Einen andern Grund möchte man darin finden, daß die Umfassung des lyrischen Talents, worauf das hohe Lied Anspruch macht, über die Grenzen von Bürgers Kraft hinausging. Was ihm an Höhe und Schwung der Phantasie abging, wollt' er durch Derbheit der Bilder, was ihm an jener für den großen lyrischen Bau erforderlichen Fülle der Gedanken fehlte, durch eine starke Farbe des Gefühls ersetzen. Zugleich dient das genannte Gedicht zum Beleg, wie wenig sein Vermögen für die Composition von Umfang auch im lyrischen Fach auslangte. Die prachtvollen Strophen sind nicht durch einen innern poetischen Verein zusammengehalten, sondern drohen immer wie schöne Perlen auseinander zu rollen, deren Faden, worauf sie gereiht sind, zerreißt.

Dagegen ist seine Romanze von der Treue viel freier, als die beste seiner vorhergehenden, des Pfarrers Tochter von Taubenhain, ja ganz frei von den gerügten Schlacken seiner Manier, eine vollendete Roman-

zendarstellung, eigenthümlichst zusammengesetzt aus lyrischer, dramatischer und epischer Weise, wie die vollkommne größere Romanze seyn soll, und auch in Hinsicht der Composition überhaupt untadelhaft; denn der Stoff ging nicht über die Grenzen seines Talents hinaus, und das Geschichtliche leitete dasselbe zum Ziele, ohne seine Kraft über ihr Maaß in Anspruch zu nehmen.

Es war nur noch die Erinnerung an den unaussprechlichen Werth von Molly's Treue, was ihn in jener Romanze mit so kräftiger Bitterkeit wider weibliche Untreue gegen einen treuliebenden Mann beseelte, und ihn ahndete nicht, als er sie dichtete, daß er die ganze Gewalt solcher Bitterkeit durch eigne Erfahrung kennen lernen werde. In seiner kümmerlichen Lage, denn gab man ihm endlich auch den Professortitel, so ließ man ihn doch gänzlich ohne Besoldung und Unterstützung von Hannover aus, that ihm vorzüglich weh, daß er seine Kinder, eine Tochter von der ersten Gattin, einen Sohn und eine Tochter von Molly, nicht um sich haben konnte, sondern fremder Pflege anvertrauen mußte. Darum faßte er endlich den Gedanken, sich noch einmal zu vermählen, und blickte von Zeit zu Zeit zu einer neuen Wahl umher, als ihm das Lied zu Gesicht kam, worin das bekannte Schwabenmädchen Herz und Hand ihm gleichsam anbot. Ein unbefangner und von Menschenkenntniß geleiteter Mann hätte in dem Ton desselben keineswegs die anspruchslose Empfindung eines Naturkinds wahrgenommen; allein Bürger, abgerechnet seine eigne Stimmung, seinen Entschluß zu heurathen, seine Sehnsucht, das mit Molly verlorne Glück einigermaaßen in einen Zustand zurückzubringen, der aller Freude der Verhältnisse entbehrte, ward auch dadurch bestochen, daß jenes Lied des Schwabenmädchens in seine eigne und schlechtere lyrische Manier stimmte. Von solcher Schwäche war er nicht frei; er hat sie am meisten bei Besorgung des Göttingischen Musenalmanachs verrathen. So viele Leiermänner, die in seine Manier stimmten, welche dem talentlosen Reimer unschwer nachzuahmen war, konnt' er nicht fahren lassen, wiewohl sie ihm oft Ueberdruß erregten. Er hämmerte fleißig an ihren Arbeiten, beredete sich erst, daß sie so übel nicht wären, daß sie mitlaufen könnten, wie er sich ausdrückte, und fand sie zuletzt wohl gar

gut. Darum erhielt der Musenalmanach so sehr das Gepräge seiner Manier, indem eine solche Sammlung eben ein Zusammenhang der verschiedenartigsten Manieren seyn soll; und erwägt man dazu, daß er den Grundsatz hatte, auch schlechte Gedichte unverändert aufzunehmen, wenn nur irgend ein bekannter Name darunter stand, der, nach seinem Ausdruck, sich selbst verfechten könne: so begreift man die Beschaffenheit seiner poetischen Blumenlese.

Wie sehr ihm indessen der Gesang und die Aussicht auf eine Verbindung mit dem Schwabenmädchen zusagen mochten, setzte er bei dem Wagstück, was die letzte immer blieb, die Vorsicht keineswegs völlig bei Seite. Bei Bekannten in Schwaben erkundigte er sich nach den sittlichen Eigenschaften der Sängerin, und es scheint nicht, daß ihm redlicher Bericht erstattet sey. Er vertraute der Aussage und sandte ihr die Beichte eines Mannes, der ein edles Mädchen nicht hintergehen will, eine unschätzbare Urkunde, die von seiner Geradheit und Biederherzigkeit, auch von seiner Selbsterkenntniß dergestalt zeugt, daß sie bei der Nachwelt ihm ein schöneres Denkmal seyn wird, als alle seine Poesien.

Die am wenigsten empfehlende Seite an ihm, eben diejenige, die ein Mädchen gewiß am leichtesten von der Vermählung mit einem Mann zurückschreckt, schildert er zuerst und mit übertriebnen Farben. „Durch viele und langwierige Widerwärtigkeiten bin ich an Leib und Seele so verstimmt worden, daß ich oft in eine trübe melancholische Laune, und dabei in eine Ohnmacht des Geistes versinke, die mich gewiß nicht empfehlen kann. Denn ich verliere alsdann allen Muth, alles Vertrauen auf mich selbst, und halte mich für kopfleer, für herzkalt, für wortarm, kurz, für einen werthlosen Stümper. Ich denke, Jeder, der mich nur ansieht, spricht bei sich: „es ist mit dem Menschen doch gar nichts anzufangen!" weil ich dies wirklich selbst glaube. Darob bin ich mir dann selbst gram; und wenn man sich selbst gram ist, so kann man unmöglich Andern angenehm und liebenswürdig erscheinen. Auch seine Freunde haben ihn in solchen Stimmungen gesehn, und müssen die Wahrheit seiner weitern Aussage bezeugen, daß sein angeborner Frohsinn gewöhnlich durch

diese Nebel brach, damit nur Andere nichts davon litten. Liebe, wie Molly für ihn hegte, verscheuchte sie gewiß so, daß das Weib seines Herzens, wie er sagt, keine Beschwerde davon empfand. Und Liebe der Art hoffte er nun auf solchem abenteuerlichen Wege wiederzufinden?

Das Trockne und Hölzerne in seinen körperlichen Bewegungen, seine Trägheit, Weichlichkeit und Sinnenlust, seinen Leichtsinn schildert er dann auch zu nachtheilig, weil er selbst nicht begriff und nicht sagen konnte, welche Anmuth und welche Würde zugleich seine immer rege Phantasie, der gemüthliche Klang seiner Stimme, die Gutmüthigkeit, Freundlichkeit, Großmuth seines Herzens, über seine körperliche und sittliche Eigenthümlichkeit verbreitete.

Selbst der Ausschweifungen seiner Jugend gedenkt er, versichert jedoch auch, daß er nie auf eine niedrige und schmuzige Art ausschweifend gewesen sey. Von dieser Aussage ward der Verfasser gegenwärtiger Blätter, welcher den Dichter sehr achtete und liebte, was auch hier wohl unverkennbar ist, als er sie zuerst las etwas befremdet. Eine Gewöhnung der Sinnlichkeit, daß sie schon durch das bloße weibliche Geschlecht, ohne Zuthat für geistvolle Empfindung und Reiz der Phantasie, immerfort aufgeregt wurde, schien ihm von Bürgers Schwächen die tadelnswertheste; und er rettete hier dessen Wahrhaftigkeit mit der Bemerkung, daß der Stufen so verschiedne sind, wo verschiedenartige Menschen den Beginn des Niedrigen und Schmuzigen in Ausschweifungen der Sinnlichkeit annehmen. Wahr ist aber durchaus, daß Bürger sich demselben auch bei der glühendsten Sinnlichkeit nicht hinzugeben brauchte; „denn mit allen meinen Gebrechen Leibes und der Seele war ich doch jederzeit bei Weibern und Mädchen nur zu gut gelitten, ohne erst mühseliger Anwerbungen zu bedürfen.“ Die Freunde seiner Jugend bezeugen dies; und wie hätte ein Mann von seiner Dichterphantasie und seinem Dichterruhm, von seiner Weichheit und Geradheit, die ewige Treue und Hingebung zu geloben schienen, von so mancher Anmuth im Aeußern, und, was die Hauptsache ist, von so unendlichem Behagen an Weibern, nicht sein Glück bei ihnen machen sollen?

Erzeugt von der schönen Bescheidenheit in ihm, die immer obwaltete, außer in den Momenten, wo man durch Verkennung seines Werthes ihn zu bitter gereizt hatte, ist endlich folgendes Geständniß von ihm, der seiner Molly unverbrüchlich treu gewesen: „Ich fühle, daß ich dem Weibe meiner Liebe, ohne sehr harte und dringende Versuchung, nicht ungetreu seyn könnte."

Wir kamen von seinem Lied von Treue auf die unglückliche Geschichte, wodurch diese Beichte veranlaßt wurde, und werden durch eine herzzerreißende Stelle gegen ihr Ende wieder an Inhalt und Ausdruck jenes Liedes erinnert: „Gott bewahre mich vor einem Weibe, das mich für meine Liebe nicht vollauf wieder liebt! Es kommt mir vor, als sey ich großer Eifersucht fähig; freilich nicht, nach gemeiner Männer Weise zum Hüten und Auskundschaften; nicht zu Einschränkung ihrer Freiheit in irgend einer Art des Umgangs: aber heimliche Verzweiflung würde mein Herz zerfleischen, und in der grausenden Gestalt eines Höllenverdammten würde ich vor ihrem Angesicht umherschleichen."

So wurde sein Schicksal, als er sich mit dem Schwabenmädchen, Elise Hahn, wirklich vermählt hatte. Wiewohl sie ihn durchaus kannte durch diese edle Beichte, worin er auch die Kärglichkeit seiner Lage und seiner Einkünfte redlich angab, wiewohl er keine Einwilligung von ihr wollte, als bis sie ihn von Angesicht hatte kennen lernen, indem er von der richtigen und feinen Wahrnehmung ausging, daß die Sinne von Eheleuten ein wechselseitiges Behagen aneinander finden müßten, welches sich oft nach einem unerklärbaren Etwas richte, das sich weder geben noch nehmen lasse: hatte sie den Muth, Untreue im Herzen, zum Märtyrer derselben den braven Mann von solchem Namen in Deutschland zu erlesen.

Als er mit dieser neuen Anvermählten nach Göttingen zurückgekommen war, trat einer seiner jüngsten und redlichsten Freunde, als Bürger ihn ihr vorstellte, unwillkürlich vor ihrem Eindruck zurück, und wahrscheinlich fühlte schon der Dichter, nach dem Ausdruck seines Ge-

sichts und seines Benehmens, was er sich noch nicht gestehen wollte, sein Unglück; während der ganzen, freilich nur kurzen Ehe ist zwischen ihm und diesem Freund, gegen welchen er sonst offen war, keine Vertraulichkeit mehr gewesen.

Er erlag sichtlich den Anstrengungen, um Mittel für ein glänzenderes, der Neigung seiner Frau gemäßes Leben herbeizuschaffen, ohne ihr zu genügen. Nach einem ihrer häufigen Zwiste schrieb er ihr: „Mir kann ich nicht vorwerfen, daß ich's an mir fehlen lasse; ob ich gleich gar wohl weiß, daß Du selbst mich bei manchen Personen in den nachtheiligen Verdacht eines unthätigen Mannes zu bringen Dich nicht entsiehest. Deß solltest Du Dich doch wahrlich schämen! Welche andre Thätigkeit verlangst Du von mir, als die meinige, die von früh Morgens sechs Uhr bis Abends acht Uhr, Tag für Tag, unausgesetzt im Gange ist? Etwa die Thätigkeit der Herumschwänzelei und Kriecherei vor vermeinten Gönnern und Patronen? Diese Thätigkeit verachte ich, und traue ihr auch wenig oder gar keinen soliden Erfolg zu": worin Bürger freilich, doch zur Ehre seines Namens und seines Naturadels, nicht völlig Recht hatte.

Im October 1790 war seine dritte Ehe geschlossen, und im Februar 1792 ward sie wieder getrennt, nachdem er allen Muth des Lebens, in den Augen der Welt einen großen Theil seiner Ehre, wahrscheinlich ganz die Aussicht, als Professor von seiner Regierung geachtet und besoldet zu werden, fast alle ihm noch übrige Gesundheit, die Reste der Hoffnung auf beßre Vermögensumstände, durch dieselbe eingebüßt hatte, ja selbst den seltnen Wohllaut seiner Stimme, welche durch die leidenschaftlichen Reden in den entscheidenden und stürmischsten Tagen des Unglücks mit unheilbarer Heiserkeit behaftet worden. Auch damals hat er seinen Charakter bewährt, besonders den Zug, daß er ohne Rachsucht, sogar großmüthig gegen falsche Freunde war. Man sollte keine Schonung der Verhältnisse beobachten, um ihn unsern Tagen schon in dem Edelmuth seines Benehmens dazumal zu zeigen. Auch

charakteristische Züge seiner Art von dichterischem Pathos, welches selbst eine schreckliche Wirklichkeit noch als ein poetisches Spiel nahm, müssen bei dergleichen Schonung verschwiegen werden.

Jener junge Freund, der von ihm während der unglücklichen Ehe und in der ersten Zeit nach derselben durch die zwischen ihnen eingetretene Stimmung, auch durch örtliche Entfernung getrennt gewesen, hatte kaum den Dichter wiedergesehn, als ihm dieser mit einer gutmüthigen Zutraulichkeit, die selten Jemand mit solcher Annehmlichkeit besaß, das Geständniß machte, daß er, aber nur auf einen Augenblick, an ihm irre geworden sey. In den Tagen, als der Frevel seiner Frau gegen ihn das Gespräch von Göttingen und der Nachbarschaft geworden, hatte sich ein Gedicht verbreitet, worin sich ein ziemlich verrufnes Mädchen, mit bittern Anspielungen auf die Geschichte seiner Ehe, zur Gattin Bürgers anbot, und ein Reimschmidt in seiner Nähe hatte ihm gesagt, jener Freund sey Verfasser davon. Die scheinbare zeitherige Erkältung desselben, die gänzliche Verstimmung des unglücklichen Mannes, gaben bei ihm der Aussage für einen Augenblick Glauben. Ohne den Verleumder zu nennen, erzählte er dies dem Freunde und fügte hinzu: es war ein Augenblick Verirrung, denn ich dachte sogleich, daß ich Ihnen nur Gutes und Liebes gethan, und daß Sie auch dem Feind dergleichen nicht zufügen würden.

Nicht allein das Unglück seiner Ehe war es, wodurch er in dieser Zeit niedergedrückt wurde: in die letzten Monate derselben war die bekannte Recension seiner Gedichte von Schiller gefallen, über welche er bald ergrimmt und trotzig herfuhr, bald sich so gebeugt äußerte, wie es keineswegs Noth war. Gewiß ohne den geringsten Trieb, gegen Bürger ungerecht zu seyn, hatte jener außerordentliche Geist, welcher nie einen gebahnten Weg einschlagen wollte, um nur einen neuen Standpunct aufzufinden, einen solchen gewählt, von welchem aus man den Werth des beliebten Volksdichters nicht ohne Härte und

Unbilligkeit würdigen konnte. Die Theorie jener Kritik geht offenbar nur auf die Schlacken in Bürgers poetischem und sittlichem Gefühl, die auch hier nicht unbemerkt geblieben, und als ein Hinderniß seiner Vollendung im lyrischen Fach gerügt sind. Sie zum Gegenstand des Hauptturtheils über den Dichter zu machen, war um so härter, weil sie mit der Persönlichkeit des noch Lebenden und in solchen Verhältnissen Wirkenden, Hoffenden, Eins waren, und gerade dasjenige mit ihnen hervorgehoben ward, was den Hoffnungen des Bekümmerten schon mehr als billig geschadet hatte. Die echte Kritik mußte sein ungemeines Verdienst in lyrischer und lyrisch-epischer Sprache und Darstellung zu seinem glänzenden Ruhm darstellen, und dann die ihm entstehende Vollendung des Geschmacks und der Sitten nur als eine Hemmung seines Genius bemerken. Schillern gereicht zur Entschuldigung, daß er damals seine Theorieen über Schönheit, Anmuth und Würde immer gegenwärtig hatte und weiter ausbildete; und wie leicht legt man eine Theorie, in der man eben befangen ist, allenthalben als Maaßstab der Kritik an.

Weil Bürger den Verdiensten seines Richters seit Erscheinung der Götter Griechenlands auf das freudigste gehuldigt hatte, weil er überhaupt bei ältern, ihm gleichzeitigen und jungen Dichtern gern hervorhob, was irgend gefällig war, weil er gegen schön gesagtes Lob höchst reizbar fühlte, so daß er wiederholt äußerte: „Wielands Lob dringt einem durch Mark und Bein"; und weil er endlich auf der Welt nichts mehr hatte, als seinen Dichterruhm, wird die Bitterkeit erklärlich, womit er seine Lorbeeren gegen Schiller vertheidigte. Es hat ihm späterhin sehr weh gethan, daß es geschehen war, und er hat sich des öffentlichen Bekenntnisses nicht geschämt, daß ein Stärkerer über ihn gekommen sey.

Was er seit der geschilderten Epoche seines Lebens noch hervorgebracht hat, machte wahrscheinlich, daß sein

Genius nicht wieder zu der Kraft und dem Grad von Vollendung gelangen werde, die er schon in Werken dargethan. Seine Nahrungssorgen wurden immer drückender, durch Uebersetzungen aus den neuern Sprachen fristete er sein kümmerliches Daseyn. Sein Gemüth ward immer zaghafter, argwöhnischer. Als Spittler einst, gerührt von seiner Lage und nicht ohne Theilnahme an seinem Genius, thätig werden wollte, ihm endlich eine Besoldung zu verschaffen, freute er sich anfangs darüber, sah dann einen Fallstrick darin und argwöhnte, es sey nur darauf angelegt, ihn mit Heyne zu entzweien.

Sogar in dieser Lage wich nie sein Wohlwollen und seine Großmuth, gab er seinen letzten Thaler an Unglückliche, die ihn ansprachen und noch dürftiger schienen als er selbst, und unter allen diesen Kümmernissen auch für seinen Dichterruhm freute ihn jedes neue schöne Product, jeder neuaufblühende Ruhm im Gebiet der Dichtkunst.

Matthisson ward ihm nun vorzüglich lieb, Elysium und die Elegie am Genfersee sagte er sich, wenigstens ihre schönsten Strophen, öfters mit einem Wohlgefallen vor, das ein heitres Lächeln über sein abgehärmtes Gesicht verbreitete. Die künstlerische Klarheit und vollendete Zartheit in der lyrischen Poesie, die er selbst nicht erreicht hatte, entzückte ihn in seiner letzten Lebenszeit an einem andern deutschen Dichter.

In dieser liebenswürdigen Stimmung welkte er dem Tode schnell entgegen, begeistert von dem Vorgefühl, Molly wiederzufinden, welches er auf Erden zu seinem bittersten Harm versucht hatte. Jene Hoffnung schwang sich aus seinem müden Geist in einem so schönen Sonett auf, daß er nicht hinschied, ohne etwas vollendetes Lyrisches, einen Hauch untadelhafter Zartheit,

zu hinterlassen. Es ist zugleich ein Beleg über die wichtigsten Epochen seines Lebens, ohne welchen seine Biographie nicht geschlossen werden kann.

Staunend bis zum Gruß der Morgenhoren
Lag ich, und erwog den freien Schwur,
Welchen mir ein Kind der Unnatur
Beispiellos gebrochen, wie geschworen:
Da erschien, begleitet von Auroren,
Die empor im Rosenwagen fuhr,
Jene Tochter heiliger Natur,
Ach! zu kurzer Wonne mir geboren.
Weinend, wie zur Sühne, hub ich an:
Wahn, ich fände Dich, o Engel, wieder,
Zog in's Netz der Heuchelei mich nieder. —
Wisse nun, o lieber blinder Mann,
Sagte sie mit holdem Flötentone,
Daß ich nirgend, als im Himmel wohne.

* * *

Bürger starb an der Auszehrung mit der sanftesten Fassung; die Freunde, die er zum heitern Gespräch in seiner Todesstunde versammelt zu sehn wünschte, hatten einen so schnellen Tod, der ein leiser Athemzug statt eines Ja war, das er antworten wollte, nicht erwartet. Gewiß starben mit ihm, im noch blühenden

Mannesalter von sechsundvierzig Jahren und fünf Monaten, nicht die Keime seiner Palmen, eines bessern Lenzes werth, aber Reichthum und Fülle von denselben Palmen, die er in diesem Leben wirklich errungen hatte. —

August Wilhelm Iffland.

Von

P. — — S.

August Wilhelm Iffland.

Was Iffland als Mensch, Dichter und Künstler auf dem Theater war, griff auf das innigste in einander; und darum ist kaum zu hoffen, daß irgend Jemand uns eine erschöpfende Schilderung von ihm liefern werde.

Wer ihn von der letztgenannten, seiner berühmtesten, den Zeitgenossen und der Nachwelt merkwürdigsten Seite genau kannte und zu beurtheilen versteht, und vielleicht fehlt es nicht an solchen unter uns, war schwerlich mit seinem Leben in den abwechselnden Situationen desselben, mit seinem innern Daseyn bekannt. Wir kennen keinen aus seiner nähern Umgebung, der zugleich jener würdige Kunstrichter wäre: in der Hauptperiode seines Lebens, in seiner letzten zu Berlin, war wenigstens keiner seiner Kunstgenossen, der über ihn als Künstler tief und umfassend sprechen könnte, mit ihm vertraut, und zweifeln läßt sich mit Recht, daß selbst die feinern Köpfe unter denselben, wie die Unzelmann, im Stande waren, den Menschen in ihm, vorzüglich die Liebenswürdigkeit und Zartheit seiner Denkart, hinlänglich zu schätzen.

Als Dichter ist er schon größtentheils vergessen, was freilich bei unserm größeren Publicum wenig bedeutet; doch insofern man seiner noch gedenkt, macht die schulen-

mäßige und größtentheils schülerhafte Parteilichkeit an unserm Parnaß es sehr schwer, seinen nicht hervorspringenden wirklichen poetischen Werth, entkleidet von der ärmlichen Herzensweichheit und Trivialität der Fabel und der Charaktere, die jeglichem gesunden poetischen Sinn widerstehn, selbst schärferen Augen gegenwärtig zu erhalten.

Beobachtungen und Resultate nach den angegebnen drei Gesichtspuncten sind in den folgenden Blättern über Iffland aufbewahrt; und weit entfernt, eine vollständige Charakteristik desselben seyn zu wollen, welche ihn schon wenigstens in jeder Hauptrolle der verschiedenen Gattungen seiner Darstellungen auf dem Theater verfolgen müßte, werden sie durch eine ausführliche echte Biographie, wenn diese, wegen der angegebnen Schwierigkeiten, je erwartet werden darf, nicht entkräftet, sondern nur mehr in's Helle gesetzt werden.

Eine immer rege feurige Empfänglichkeit für Alles, womit er irgend in Berührung kam, die ihre Eindrücke auf kurze Zeit dem Witz des Urtheils überlieferte, um sie schnell und reich an die productive Einbildungskraft und die Darstellung für immer zu überantworten, war ohne Zweifel der Grundzug in Ifflands Natur.

Bei einer solchen herrschenden Eigenthümlichkeit kann die ästhetische Anlage nicht gänzlich fehlen, weil jene allgemeine Empfänglichkeit und jener allgemeine Darstellungstrieb auch schöne Gegenstände aufnehmen und nachahmen müssen; und wiederum entsteht der ästhetischen Anlage nie durchaus die sittliche, wegen des innigen Bundes zwischen dem Schönen und Guten; überdies müssen die allgemeine Rührung und allgemein reproducirende Einbildungskraft, wie für die Schönheit, so auch für die Tugend Interesse einflößen und äußern. Es bedarf also keiner weitern Versicherung, daß Iffland nicht nur ein weiches, sondern auch zartes und schönes, auch edles Herz von Natur besaß.

Im Mittelstand geboren, im ernsten, nördlichen Deutschland, in der Stadt, dem Lande, wo der planmäßigen, gegen die bürgerliche Gesellschaft und ihre Anord-

nungen unterwürfigen Selbstbeherrschung, der weisen Nüchternheit, vor Allem gehuldigt wird, wohin sollte dort der Jüngling mit seiner Natur die Richtung nehmen?

Man wird entgegnen, daß er ohne Vernachlässigung des Weges zu Brodstudien und dem Staatsamt sich zur Poesie in der Stille ausbilden, oder neben der Liebe zur Dichtkunst sich in das Gebiet der eigentlichen Gelehrsamkeit hinüberarbeiten, daß er auch bestimmt sein Leben der Malerei, der Bildhauerkunst weihen konnte, um seiner reichen Empfänglichkeit zu genügen und seinen darstellenden Trieb zu befriedigen.

Allein bei Antworten der Art ist Ifflands Eigenthümlichkeit nicht gefaßt. Seine Empfänglichkeit war zu überwiegend und zu rasch wechselnd, überließ ihren Stoff zu kurze Zeit dem Verstand, drängte sich mit demselben zu sehr nach außen und zu schnell zur Mittheilung, als daß er des stillen Fleißes, der Zurückgezogenheit in die Reflexion, der Zufriedenheit mit der verborgenen Lust an den eignen Gebilden, fähig gewesen wäre, woohne sich kein poetischer Gehalt ausarbeitet. Noch weniger konnte von ihm die Geduld, das mechanische Abarbeiten erwartet werden, womit sich Maler und Bildhauer so viele Tage und Jahre, welche sie der Darstellung ihres glühenden Innern schon weihen möchten, von dem Genuß einer darstellenden Kunst, die dem redlichen Streben Freude machen könnte, zurückgehalten sehn. Er wollte schnell wiedergeben, was er empfangen hatte, mußte schnell die Freude über sein Talent und jede Anstrengung desselben durch den Genuß und die Bewundrung Andrer vervielfacht wissen, mußte dazu an sich selbst genug haben, keines andern Stoffes bedürfen, als welchen er an sich selbst bearbeiten konnte.

Ihm blieb also nichts übrig, als sich auf die Bahn des Schauspielers zu wagen, seine Person mußte ihm Alles in Allem werden.

Wer gleich ihm von einer Naturbestimmung fortgerissen wird, überlegt wenig die Hindernisse, die sich wiederum in seiner Natur selbst dieser Bestimmung entgegen=

setzen. Dies ist ein Glück. Der Regel nach treten in solchem Falle weniger wesentliche Hindernisse am meisten, und wenn sie in Betracht gezogen werden, am schreckendsten ins Auge, indem dagegen eine tiefe und von ungereifter Erfahrung nie zu fodernde Selbsterkenntniß dazu gehört, die verborgne Kraft zu entdecken, welche von der Natur nicht vergessen ward, jene Schwierigkeiten einem ernsten Bemühn zu unterwerfen.

Die äußere Figur nebst der ganzen körperlichen Beschaffenheit ist für die Bestimmung zum Schauspieler von größerem Gewicht, als bei irgend einem andern Beruf. Mißverhältniß der Gliedmaaßen, gänzliche Haltungslosigkeit des Körpers und mancherlei Unannehmlichkeiten seines Aeußern konnten dem Jüngling wohl Bedenklichkeit erregen, ob er sich zu einer bedeutenden Rolle auf dem Theater je eignen werde, und hätten ihn wahrscheinlich ohne die gewaltige Lust, die ihn fortriß, nach den ersten Schritten in der theatralischen Laufbahn zurückgeschreckt. Ihm mußte unerkannt bleiben, daß selbst die Mängel seines Aeußern größtentheils von dem Uebergewicht seiner Empfänglichkeit, von seiner Selbstvergessenheit herkamen, weil ihn die Eindrücke zu sehr beherrschten, als daß er Hand an seine eigne Erscheinung legen, weil es ihn zu sehr vergnügte, fremde Erscheinungen durch seinen Körper abzuspiegeln, als daß er dahin trachten konnte, diesen zuerst als etwas für sich bestehendes zu bearbeiten.

Zum Glück kam er beim Eintritt in seine Laufbahn zu Gotha in eine Schule, wo kluger und strenger Unterricht ihn Zwängung und Beherrschung des Körpers lehrte, und ihm deutlich machte, daß auch das empfänglichste und reichste mimische Talent desselben zu keiner Kunstdarstellung hinreichen werde, wenn sein ganzes Aeußeres nicht erst eine scharfbegrenzte Selbstständigkeit gewonnen, innerhalb welcher das mimische Streben die Begrenzung der Kunst an sich offenbaren könnte.

Dieser Unterricht fruchtete bei ihm desto mehr, je tiefer sich ihm durch den gebildeten Geschmack, der ihn zu Gotha erzog, die Wahrheit einprägte, deren Empfindung ihm freilich seine geniale Naturanlage ohne alle Lehre

schon verlieh, daß der Geist des Schauspielers erst jede Rolle, welche durch den Körper dargestellt werden sollte, dichten, wie ein poetisches Ganzes nach der Dichtung sich bei jedem einzelnen Zug gegenwärtig erhalten müsse.

Solcher doppelten Lehre von dem äußern und dem innern Geschäfft und Leben des Schauspielers verdankt Iffland seine nachherige Größe, und ohne seine gewissenhafte Treue gegen diese beiden Wahrheiten hätt' er seinen Ruhm und sein Verdienst nicht gleichsam über die Grenzen erhoben, die von seiner natürlichen Anlage gezogen waren.

Wo seine Kunst in so guter Schule, mußten sein Geist und sein Herz überhaupt gewinnen; aber die eigentliche Blüthe seines Lebens konnte bei einer so feurigen Empfänglichkeit, die immer neuen Reichthum von außen verlangt, so wie sie den ihren immer nach außen spendet, nur in einer schönen Natur aufgehen, und einer solchen, welche nicht blos durch ihre reizende Gegenwart, sondern auch durch Erinnerungen und Bilder aus der Vorzeit bereicherte. Dahin muß nämlich bei dem hervorragenden sinnlichen Talent stets gesorgt werden, daß der sinnliche Eindruck auch dem Geist an sich ohne Mühe Nahrung zuführe.

Aus diesem Grunde hatte Iffland das Schicksal zu preisen, welches ihn an den Rhein brachte. Sein Entzücken über die Schönheit jener Gegenden verschwisterte sich in ihm sogleich mit der Ehrfurcht gegen die Denkmale der deutschen Ritterzeit, zumal da in deutscher Poesie, und insonderheit in der dramatischen, Gesinnungen und Sitten der altdeutschen Ritter in jenem Zeitpunct von ungemeinem Gewicht waren.

Allein man würde seinen Sinn für die Natur, wie derselbe Einfluß hatte auf seine eigne Poesie und die äußere Lage, welche er sich immer zu schaffen Bedacht trug, nicht hinlänglich gefaßt haben, wenn man ihn blos in seine feurige Empfänglichkeit für die Schönheit der Natur und die Selbstthätigkeit seines Geistes, die von Erinnerungen einer Gegend geweckt wird, setzen wollte. Vielleicht fes=

selte ihn, welchen das menschliche Treiben, der Beruf, es darzustellen, der Beifall, den er von den Trieben der Menschen einärntete, so gewaltig anzogen und beschäfftigten, welcher sich in dem eigentlichen menschlichen Strudel so umhertummelte, nichts mit gleicher Stärke an die Natur, als ein moralisches Bedürfniß ihrer Ruhe: er sehnte sich nach ihr wie nach einem Wohnsitz der Schuldlosigkeit, so wie Menschen, mitten in der Ueberfülle verfeinerter Sinnlichkeit und mit dieser verbundner Schuld, nach einem goldnen Zeitalter. Der Contrast, welchen er zwischen dem Zustand der verfeinerten Städter und dem Leben in ländlicher Umgebung empfand, erfüllte ihn so durchaus, daß wir dieser Quelle sicherlich seine besten dramatischen Dichtungen verdanken.

Das schöne und edle Herz, wozu wir schon in seiner Natur die Anlage entdeckten, findet wohl in dem Beruf des Schauspielers Gelegenheiten, immer neu aufgeregt zu werden; seine Gefühle und Ergießungen wird ja kein Künstler durch Ton, Mine und Haltung darthun können, ohne ihre Kraft gefühlt zu haben, in dem Moment der Darstellung wieder zu fühlen. Allein die Verführung ist groß bei solchem Beruf, anstatt die dauernde Stimmung, die Grundsätze eines schönen und edeln Herzens sich anzueignen, mit den Augenblicken der trefflichen Rührung begnügt zu seyn, endlich gar mit der bloßen Nachahmung des Schönen und Edlen. Auch Iffland mochte durch seinen Beruf verhindert worden seyn, die höheren Empfindungen in ihm zu einem gewissen dauernden Ton des Lebens zu verarbeiten und zu befestigen. Doch die Grundstimmung seines Gefühls, wie oft unterbrochen, vornehmlich durch Spannungen der künstlerischen Eitelkeit und den Jähzorn der beleidigten, überhaupt durch das ungeduldige Treiben des Schauspielers, blieb für das Schöne und Gute, und ging nicht nur in viele einzelne Handlungen sowohl als Producte seines Geistes über, sondern schuf auch die große Weichheit seines Herzens zu einem nur selten überstimmten anmuthigen Wohlwollen.

Wenn er in einem Stande, welchem man die Schlacken nicht nur einer unsittlichen, selbst niedrigen Denkart am leichtesten verzeiht, eines so hohen Sinnes ward, ver-

dankte er es zum Theil seinem außerordentlichen Triebe für Freundschaft und seiner Verehrung für weibliche Zartheit und Tugend.

Daß er zu Manheim unter seinen Kunstgenossen Männer fand, die seiner Freundschaft werth waren; daß er dort im Feuer der Jugend gleichsam mittelst der Freundschaft seine Huldigung trieb gegen weibliche Anmuth, und um so reiner befriedigen konnte, gab seiner Stimmung für das wirkliche Leben mehr Höhe und Unverfälschtheit, als der mimische Beruf gewöhnlich verstattet; und selbst der frühe Tod des Weibes seiner Verehrung, der Frau seines Freundes Beck, welche die eigne menschliche Trefflichkeit aus der Künstlerin hervorleuchten ließ, wirkte durch den Schmerz, welchen er darob empfand und mit voller Rührung beschrieben hat, um die reinsten Stimmungen jener Zeit in seiner Seele thätig zu erhalten.

Für sein Leben überhaupt, wie insonderheit für sein Künstlerleben, sind ohne Zweifel die Jahre am Rhein, ohnedies sein Alter der männlichen Jugend, seine Blüthenzeit. Damals hat man nach den gültigsten Zeugnissen und nach der Nothwendigkeit seiner Entwicklung, seinen Darstellungen auf der Bühne zu viel Besonnenheit der Kunst noch nicht angemerkt, sie waren noch wie ein Guß genialer Natur. Mochte sein Publikum dort in Beurtheilung der Kunst manches andre in Deutschland wenigstens nicht übertreffen, so überließ es sich doch feuriger und unbefangner der Wirkung der Kunst und den Aeußerungen dieses Eindrucks; und ohne hingerissene Zuschauer konnte Iffland bei seiner weichen, von außenher beherrschten Natur, kein hingerissener Schauspieler seyn. Es ist ein ärmlicher Gedanke, daß in den Momenten der theatralischen Darstellung der Künstler mit innerer Kälte sie liefern solle, wie ein objectives Werk der Kunst, ohne an seiner Rolle Theil zu nehmen. Wer einen solchen Satz nicht mit gar zu beschränkter Kritik ausspricht, glaubt genug zu thun, wenn er voraussetzt, daß der Schauspieler freilich einmal seine Rolle ganz empfunden haben müsse.

Allein auch so bleibt der Gedanke ärmlich; denn schaffen ohne die lebendige Wärme ist unmöglich, und schaffen muß der Schauspieler in dem Augenblick der öffentlichen Darstellung, wenn er sich gleich sowohl den Umriß, als einzelne Züge derselben vorher gedacht und überlegt hat. Kann doch selbst der Dichter sein Werk nicht würdig vortragen, ohne von Neuem durch die lebendige Wärme hingerissen zu werden, die es geschaffen, ohne es gewissermaaßen von Neuem hervorzubringen. Gleichwohl war sein Product schon in Vollendung hervorgebracht, da hingegen der Schauspieler bei jeder neuen Darstellung einer Rolle die Arbeit der Schöpfung durchaus von Neuem vollbringen muß.

In dieser Periode erwarb sich Iffland auch Ruhm als dramatischer Dichter. Man sollte glauben, daß die Verbindung zwischen diesem und dem Schauspieler in einer Person ein Verein sey, der für beide nur heilsame Folgen haben könne. Streben beide nach dem Ideal der Vollendung, leben beide unter äußern Bedingungen, die ein solches Streben begünstigen, mit einem Publicum; dessen Geschmack sich nur mit dem Vollendeten der dramatischen Poesie und der theatralischen Darstellung begnügt, so ist jene Vermuthung allerdings wohlgegründet. Allein in unsrer Zeit und in Deutschland schadet die Verbindung des dramatischen Dichters und des Schauspielers in einer Person wenigstens dem ersten. Nothwendige Bedingung für die dramatische Poesie ist nicht ihre Tauglichkeit selbst für ein vortreffliches Theater, also viel weniger für ein solches, wie es die neuere Welt kennt: nur von seiner eignen Form, daß unmittelbar, nicht durch das Medium eines Dritten, die Handlung in den Personen der Begebenheit angeschaut werde, hat das dramatische Gedicht sein charakteristisches Daseyn. Unter den Deutschen vorzüglich berechnet es, sobald es nach einem höhern Werth strebt, weit mehr seine eigenthümlichen innern Gesetze, als den Zweck der Schaubühne, neigt sich mehr zu einem lesenden als schauenden Publicum.

Ist nun der Schauspieler zugleich dramatischer Dichter, wird ihm schwer, ja unmöglich fallen, den innern Gehalt seiner poetischen Arbeit genug im Auge zu behal-

ten, und nicht bei jeder Gelegenheit der theatralischen Wirkung aufzuopfern, so wie sehr häufig unausgearbeitet liegen zu lassen, weil er bald mit Recht, bald viel zu viel auf die Ergänzung der Poesie durch die mimische Kunst rechnet. Erklaren, wenn gleich nicht rechtfertigen, können wir auf diese Weise die Leerheit, beinahe Nichtigkeit in den meisten dramatischen Arbeiten Ifflands.

Doch bleibe fern, darum ihren wirklichen dichterischen Werth, auch abgesehn von ihrer theatralischen Wirkung, zu verkennen. Wir nehmen ihn in zwei Richtungen wahr: zuerst, wie oben angedeutet ist, in Auffassung und Darstellung des Contrastes zwischen ländlicher und städtischer Sitte, und je stärker die Farbe von der ersten aufgetragen wird, um so mehr verspürt man einen dichterischen Geist, wie in den Jägern, ohne Zweifel der vorzüglichsten Arbeit des Dichters in dieser Gattung. Die zweite Richtung seiner Poesie geht auf eine treue Schilderung der verfeinerten Welt seiner Tage, und besonders ihres Zusammenhangs mit dem Staatsleben. Hier hat er öfters glückliche Züge, wie nur eine dichtende Einbildungskraft sie auffaßt, selten Situationen des Gemüths, wo es irgend poetischer Kraft empfänglich wird, und im Ganzen erscheint er in der zweiten Gattung ungleich schwächer, wie in der ersten, denn es gehört ein tieferer Verstand und eine energischere Darstellungskraft dazu, als ihm geworden, um das poetische Schaffen, welches im Grunde unsers verfeinerten und politischen Lebens zuletzt auch noch waltet, zu begreifen und sichtbar zu machen. Späterhin hat er einen Weg gefunden, um auch in Darstellung unsrer verfeinerten Wirklichkeit ein schönes Werk der Poesie zu liefern; doch während seiner blühenden Periode am Rhein in der zweiten Gattung nichts hervorgebracht, das sich mit seinen Jägern von der ersten vergleichen ließe.

So nach allen Zweigen seiner Natur ausgebildet, im Alter der vollsten Reife, begann er seine dritte und letzte Periode zu Berlin. Er pflegte oft zu bedauern, daß er aus der herrlichen Natur des Rheins in eine Sandgegend, und aus der Mitte der empfänglichsten Zuschauer in ein Publicum versetzt sey, welches am Schauspieler nicht ge-

nießen, sich nicht von ihm stimmen und hinreißen lassen, sondern nur seine Kritik an demselben üben wolle.

Wer wollte ihn wegen des Ersten tadeln? Und doch wußte er seinen Hang zur Natur auch bei Berlin mit Genuß so zu versorgen, daß er ihren Reiz zwar ohne Fülle, doch in allen Stunden der Erholung und Tag für Tag zu seiner Erquickung hatte. In dem Thiergarten selbst, einem so nahen, bequemen und schönen Lustwald, wie keine andre Hauptstadt Deutschlands aufzuweisen hat, besaß er ein angenehmes Landhaus, wo er seine ganze Haushaltung hatte und auch im Winter lebte, wo er täglich fast die Ruhe wiederfand, die er bei seiner übergroßen Reizbarkeit, als Director des Theaters und Schauspieler, in der Stadt verlor; wo er im Umgang mit sehr wenigen Freunden sich einer überschwänglichen Heiterkeit und dem traulichsten Verkehr mit den Seinigen überließ, Verwandten von ihm und seiner Frau, deren feiner Geist, Bewundrung und richtige Beurtheilung seiner Kunst, deren Anhänglichkeit an seiner ganzen Persönlichkeit, die einsamen Stunden seiner Muße, wo der Schauspieler auch noch, wenn auch nur in einer werthen Person, ein Publicum haben will, eigenthümlich vortrefflich ausfüllten.

Hier, in dieser ländlichen Abgeschiedenheit, wo man den Zügen seines stillen Wirkens mehr nachgehen konnte, zeigte sich vornehmlich das weiche, schöne und edle Herz, welches wir oben nach dem Begriff seiner Natur ihm beilegten, am hervorstechendsten seine Freigebigkeit. Seinem öffentlichen Treiben zu Folge ist wohl bisweilen geargwohnt, daß er reicher Einnahme sehr begehre; und er hat sie wirklich gehabt, wie gebraucht, doch nur für Andre.

Was indeß die Weise des Berliner Publicums anbetrifft, die er häufig bitter als Unart empfand und rügte, nämlich bei seinem Genuß unaufhörlich zu kritisiren, oder auch gar den Genuß über die Kritik zu vergessen und einzubüßen: so muß man sie in ihren Richtungen auf ihn aus verschiednen Gesichtspuncten betrachten.

Er war als Schauspieler, da er in die Hauptstadt Preußens versetzt ward, bis zu den Grenzen seines Naturells vorgedrungen, und hatte sich alle Feinheit innerhalb derselben ausgearbeitet. Wo die Hauptstimmung eines Publicums schon beträchtliche Zeit auf Kritik ausging, da kann es an Schärfe und Gediegenheit des Urtheils nicht ganz fehlen. Er nur konnte von ihr zu Berlin aus dem angegebnen Grunde nicht mehr gewinnen, und wenn ein Andrer dadurch sich miterzog, so spürte er davon nur das Unbehagliche, ohne Unterlaß der Kritik unterworfen zu seyn. Freilich mußte ein solches Publicum auch die Feinheiten seiner Kunst sehr empfinden; doch konnt' ihm dies seltener Freude machen, als es billig seyn sollte, denn leider spricht der feinste Kenner sein bestes Lob sachte aus, oder behält es gar schweigend in sich.

Außerdem ist es immer mißlich, wenn ein Schauspieler das stehende Publicum, welches ihn in seiner Blüthenzeit genoß, mit einem andern vertauscht, das natürlich, ungewöhnt an Eigenheiten von ihm und ohne alte Vorliebe für ihn, nicht Alles an seiner Kunst gut heißt, wodurch jenes vergnügt ward. Iffland hatte in Manheim selbst geglänzt in Rollen, die seinem Naturell weniger zusagten, und das Berliner Publicum war am wenigsten zu der Gutmüthigkeit geeignet, sich hinzuzudenken, was vormals die sich entfaltende Jugend an ihm ergänzt und übertragen hatte.

Vermehrt wurde sein Unmuth über die Berlinische Kritik durch die Zeitumstände, und nicht mit Unrecht. Es ist bekannt, wie ein gewisser ästhetischer Jacobinism über Deutschland einbrach, welcher freilich einige zu sehr verkannte Wahrheiten für sich anführen konnte, wie es bei jeglichem Jacobinism der Fall seyn muß, weil er sonst keine Geister für sich gewinnen mag. In der dramatischen Poesie der Deutschen, welche damals, wie eigentlich noch heut zu Tage, auf unserm Theater galt, und wie sie durch Iffland mit geworden war, zeigte sich hauptsächlich die undichterische Erschlaffung unsers Zeitalters. Nun wird ein beträchtlicher Theil des Berliner Publicums rasch

und leicht von jeder neuen ästhetischen Witterung unsrer Litteratur angegriffen, und bei ihm fanden die neuästhetischen jacobinischen Ansichten und Grundsätze in manchen, und in den vorlautesten Cirkeln Aufnahme. Da wäre von Iffland viel zu viel gefodert gewesen, daß er bei seinem Interesse wider dieselben, bei seiner Reizbarkeit und bei der Zartheit seiner Denkart nicht einen Groll dawider fassen sollte, welcher ihn auch den wirklichen Gehalt darin öfters vergessen oder übersehen ließ.

Uebrigens konnt' er den Zustand der Bühne und den Werth der Stücke, die unter seiner Leitung am meisten gegeben wurden, gegen die Anmaaßungen eines neuen Geschmacks, gegen einen Theil des Publicums mit der unverhältnißmäßig überwiegenden Mehrheit von demselben und ihren Foderungen schützen, mit der Obhut einer königl. Oberrechnungscammer, welche die Einnahmen und Ausgaben der Theatercasse genau gegeneinander erwog.

In ruhigen Stunden, vor Allem, wenn eine Zeitlang durchaus ungestörter Beifall den angestrengtesten Fleiß, welchen er auf die Ausübung seiner Kunst ohne Unterlaß, wie der eifrigste, sich erst bildende Schauspieler verwandte, wenn vorzüglich Huldigungen der höheren Stände, worauf er nach seiner Denkart am meisten gab, ihn belohnt hatten, wußt' er die Vortheile ganz zu würdigen, die mit seinem Künstlerleben gerade unter diesem Publicum für sein reiferes Alter verknüpft waren.

So gern die Berliner geistige, schriftstellerische, künstlerische Schwächen, wie moralische, an hervorragenden Personen ausspähen und tausendfältig besprechen, bleiben sie in ihren Endurtheilen doch gewöhnlich nicht nur gerecht, sondern auch mild, weil ihre öffentliche Meinung vielleicht mehr, als bei einem andern großen deutschen Publicum, im Stande ist, einen Inbegriff von Verdiensten zu fassen und anzuerkennen, oder was auf dasselbe hinaus kommt, weil unter ihnen schon eine wirkliche öffentliche Meinung möglich geworden. Haben sie sich aber einmal zu Gunsten einer hervorragenden Person in ihrer Mitte entschieden, so weichen sie nicht leicht von dieser Entscheidung. Ein Schauspieler, der ihnen einmal lieb gewor-

den, mag durch Schwächen des Alters und andre leiden, so hängt ihr Beifall und ihr Ergetzen unerschütterlich an ihm. Iffland hätte nicht so rüstig in seiner Kunst bis zu den letzten Rollen, in welchen er auftrat, zu bleiben brauchen, sie hätten doch seinen Hingang eben so sehr bedauert, und sein Begräbniß eben so sehr geehrt. —

Das allgemeine Urtheil Berlins ging dahin, daß er als Schauspieler in den ernsten Rollen unsres wirklichen Lebens aus den höhern Ständen, und in den fein komischen, die ihren Charakter gleichfalls durch Verhältnisse der verfeinerten Welt erhalten, am größten und unübertrefflich sey.

Gründlich scheint dieses Urtheil, weil Iffland trotz seiner scharfen und feinen Beobachtung fremder Persönlichkeit nicht tiefen Verstand genug besaß, um ihrer gänzlich mächtig zu werden, und darum bei aller Richtigkeit seiner Nachahmung nicht selbst gänzlich in seine Darstellung unterging. Da war das Conventionelle eine treffliche Hülfe für ihn, denn es brachte mit sich, daß die Person des Darstellenden, wenn sie noch bemerkt wurde, weniger auffiel: man setzte, was von ihr vorblickte, auf die Rechnung des Conventionellen, welches eine Person überhaupt gestattet, nur keine Persönlichkeit. Ganz anders verhält es sich mit hochkomischen und tragischen Darstellungen. In beiden darf von der Person des Schauspielers nichts bemerkbar werden, und man verzeiht, wenn es geschieht, nur insofern der Schauspieler an sich zu den hochkomischen oder tragischen Personen gehört, wodurch sogar bisweilen der Eindruck der reinen und vollendeten Kunst gesteigert werden kann.

Ifflands Person streifte weder an das Hochkomische noch an das Tragische. Alles deutete an ihm auf Fülle, feurige Empfänglichkeit mit Weichheit gepaart, auf Gewandtheit und Feinheit der Sitte. So glänzend sein schwarzes Auge, entbehrte es des durchdringenden concentrirten Strahls; so tonvoll für weiche Empfindung und biegsam für eine, wenn man sagen darf, conventionelle Zärtlichkeit und Leidenschaftlichkeit aller Art

seine Stimme Bewundrung erregte, versagte ihr zuletzt die Klangfähigkeit, wenn sie starke und umfassende Empfindungen dauernd ausdrücken sollte; für die Declamation im höhern Sinn war sie nicht geschaffen.

Zum Hochkomischen fehlte ihm die Natur weniger, als zum Tragischen; doch vergaß man bei seiner Darstellung desselben auch sehr selten ihn und seine Persönlichkeit, er war nicht mit der darzustellenden hochkomischen Figur durchaus verschmolzen, machte vielmehr den Eindruck, als übte er noch eine Ironie über die Person aus, die er in dem Augenblick seyn sollte, und daß *er* dieselbe war. Auffallend war dieser Zug zum Beispiel in seinem betrunkenen Hetmann, den man übrigens mehr geneigt war zu bewundern, als seinen tragischen Franz Moor, wo die Natur ihm ungleich mehr entstand, und der gutmüthige, vor dem Bösewicht, der er war, selbst zurückschaudernde Iffland noch mehr hervorbrach, als der feine und gehaltene Iffland aus jenem rohen Trunkenbold.

Ueberflüssig ist, hier noch hinzuzufügen, daß er gleichwohl in vielen hochkomischen und auch tragischen Rollen als hervorragender Künstler Achtung verdiente. Nur darf Berlin nicht getadelt werden, wenn es ihm *Flecks* Naturell im Tragischen, und *Unzelmanns* hochkomischen, man könnte auch sagen niedrigkomischen, Sinn vorzog.

Auch als Director erwarb er sich unleugbare Verdienste um die Berliner Schaubühne. Doch kann man nicht in Abrede seyn, daß er sie mit mehr durchgreifender Selbstständigkeit höher gebracht haben würde, wenn er nicht selbst die Kunst des Schauspielers ausgeübt hätte. Als Genosse von den Schauspielern unter seiner Leitung, der mit ihnen auftrat, mußte er häufig den Argwohn erregen, daß er die Rollen zu seinem Vortheil vergebe, Talente zurücksetze, die in gewissen Darstellungen Nebenbuhler der seinigen wirklich waren, oder zu seyn wähnten; und sollte sich nie bei ihm eine Mißgunst, ein Neid, eine Befürchtung, die ihn nicht mehr unparteiisch seyn ließen, festgesetzt haben? Ueberhaupt

verlor er durch die Gleichheit, worin er als Schauspieler mit seinen Untergebenen gestellt war, an dem obwaltenden Gleichmuth, wodurch man gebietet und ordnet, an dem freien Blick über das Ganze. Dazu kam, daß die Berliner Bühne mehrere ausgezeichnete Talente und Günstlinge des Publicums zählte, die alle einzeln für sich, und unter Allen am meisten glänzen wollten, unbekümmert um die Wirkung des Stücks überhaupt. Dieses Streben ward um so nachtheiliger, weil es neben so hervorstechenden unbeschreiblich elende Schauspieler auf der Berliner Bühne gab, und somit die Hoffnung schwand, daß je ein größeres Ganzes von Darstellung zu Stande komme.

Solche widerstrebende Elemente zusammen zu zwängen, war eine herculische Arbeit auch für den freiesten, mannhaftesten und einsichtsvollsten Director. Wie durfte da Iffland das Widerspenstige der berühmten Künstler der Bühne zu brechen unternehmen? Er, welcher fürchten mußte und wohl nicht mit der Erfahrung verschont blieb, daß ein von der Direction verletzter Kunstgenosse seine Partei im Publicum wider ihn stimmte, und dem Schauspieler Iffland den Groll wider den Director vergalt? —

Vielleicht war es nicht bloß die reife Entwicklung oder die Befehdung einer zu großen Weichheit und Trivialität der Fabel und Gesinnung in seinen Schauspielen der bemerkten zweiten Gattung; sondern auch das Leben in Berlin und seine feine Beobachtung desselben in den gebildetern Classen, wodurch er zur Dichtung seiner H a u s f r e u n d e gestimmt und beseelt wurde, einer dramatischen Arbeit, welche in seiner zweiten Gattung ein gleiches Meisterwerk ist, wie seine Jäger in der ersten. Weder das Berliner Publikum, noch das deutsche überhaupt, haben ihr eine Aufmerksamkeit gewidmet, worin eine Ahndung des Beifalls, den eine höher gebildete deutsche Zukunft, und vorzüglich eine künftige feine Gesellschaft unter uns, deren wir noch gar sehr entbehren, und über deren Bedürfniß ein trotziger Dünkel, als würde unsre hohe Nationalität auf dem Wege der Cultur sie überspringen, wahrlich nicht

täuschen kann, dereinst diesem Gedicht zollen werden. Anlage der Fabel und Charaktere, Entwicklung beider, ist leise und lebendig, von echter Conversations-Gewandtheit die Sprache, und von der zarten Achtung gegen Frauenwürde, die dem Dichter eigenthümlich war, zeugt der Sieg, welchen mitten unter Verführungen Frauentugend davon trägt, hier zur poetischen Befriedigung, ohne daß über die Grenzen unsrer Wirklichkeit irgend hinausgegangen ist. Wenn er dagegen in dieser Periode noch versuchte, Stücke seiner ersten Gattung zu dichten, so verrieth sich, wie viel für seine Auffassung ländlicher Sitte und ihres Contrastes mit der städtischen die Jugendfrische der Einbildungskraft gethan.

Zu der Spannung, die zwischen ihm und einem Theil des Berliner Publicums von Zeit zu Zeit bemerkbar wurde, trug auch das Verhältniß bei, in welches er sich zu der überaus großen Geselligkeit in der preußischen Hauptstadt setzte. Schon der Schwall seiner Geschäffte, seine Studien, seine Lust an ländlicher Stille, vertrugen sich nicht mit einem Umhertreiben in Gesellschaften. Dann hatte er Erfahrungen genug gemacht, daß die Unterhaltung, auch Belustigung, welche man allenthalben von dem Schauspieler zu erwarten pflegt, so wie er in einen geselligen Zirkel tritt, von der Mehrheit der Berliner mit einer Art von Zuversicht, fast Zudringlichkeit erwartet würde. Er wich daher, soviel wie möglich, Einladungen aus, und vermied vermischte größere Gesellschaften. Zum Theil war den Berlinern eine solche Absondrung unbegreiflich, und ihrer Freude an Geselligkeit muß man zu Gute halten, wenn sie sein Benehmen ein wenig übel empfanden.

Einladungen von den vornehmsten Häusern und Personen lehnte Iffland auch aus Neigung nicht ab, doch durfte er es gleichfalls seiner Verhältnisse wegen nur selten. Dann erschien er schon aus Stolz mit der äußersten Zurückhaltung, und wer ihn unter Staatsmännern, unter Hofleuten sah, hätte leicht in ihm einen der wichtigsten und geheimnißvollsten vermuthet. Nun wollen die Vornehmen auch wohl den Naturadel des Talents anerkennen, und am füglichsten im Schauspieler,

Ge-

der niemals mit Ansprüchen in ihre Sphäre hinübergreifen kann. Allein sie wollen für ihre Anerkennung der Natur, für eine gewisse Gleichsetzung derselben mit Herkommen und menschlichem Machwerk, doch eine Vergütigung, irgend eine Unterhaltung haben. Ein Schauspieler, der Staatsmännern wie ein Staatsmann in ihrem Zirkel gegenübersitzt, ist ihnen zum Aerger, als spielte er eine Satyre auf ihren Stand, oder macht ihnen Langeweile.

Beide Classen, sowohl diejenigen, deren Einladung Iffland ablehnte, als bei welchen er erschienen war, wurden noch verstimmter, wenn sie hörten, und in Berlin sprach sich dergleichen so schnell herum, wie heiter, liebenswürdig, bis zum Muthwillen lustig er unter wenigen Menschen sey, die ihm zusagten. Hier zeigte er sich, wie der Schauspieler und der Mensch sich in ihm einander durchdrungen hatten; und im Strom der Erzählungen, welchem er sich hier überließ, machte er einen noch größeren Reichthum des mimischen Talents, als auf dem Theater kund. Mit Recht verargten ihm die Berliner, daß er in ihren Gesellschaften nicht einer der Haupterzähler werden wollte, wie man zu haben gewohnt war; die Rollen von Engel, Zöllner und Andern hätte Iffland dort soviel meisterhafter spielen können.

Gab es einige Spannungen zwischen ihm und einem Theil seines Publicums, so verloren sie sich, wie beinahe alle Spannungen in Berlin, in dem Haß gegen die französische Tyrannei und in der Vaterlandsliebe, womit sich alle Volksclassen zuletzt gegen die Unterdrücker erhoben.

Jenen Haß und diese Liebe theilte er in einem außerordentlichen Grade. Er haßte die Franzosen seit vielen Jahren. Die ersten Drangsale, welche die Revolution über Deutschland brachte, erlebte er als Augenzeuge und empfand sie auf das schmerzlichste, weil sie der schönen Heimath seiner Kunst und seiner Lieblingsempfindungen galten. Seinem Sinne für Zartheit der Denkart, für Feinheit der Sitte, war die sansculottische Manier verbrecherisch, und die Richtung der Volks-

grundsätze gegen Adel, Höfe und Fürsten, welchen er viele Gunst verdankte, fiel ihm so lästiger, als er nicht blos aus Neigung, sondern auch aus Dankbarkeit, die für ihn ein unschätzbares Gewicht hatte, denselben herzlich zugethan war. Sein Grimm wider die Neufranzosen galt für so stark, daß eine Dame aus altem Geschlecht ihm einst entdeckte, sie habe für einen Hinterhalt gesorgt, der einem verruchten französischen Kriegscommissär das Garaus machen sollte, und ihm zumuthete, die Anführung zu übernehmen, was freilich seiner Sittlichkeit so wenig zusagte, als seinem Muthe.

Endlich vertrieb ihn die Revolution sogar völlig aus den geliebten Gegenden. Da hing er sich mit einem gewissen ritterlichen Enthusiasmus an das königliche Geschlecht von Preußen, und insonderheit an die Königin Luise, welche für Geist und Talent seiner Art unleugbaren Sinn hatte, und jede Achtung, die sie empfand, mit der regsten und liebenswürdigsten Offenheit aussprach. Wenn die Erniedrigung Deutschlands ihn schmerzte, das Unglück der preußischen Monarchie ihn kränkte, und vielfach das Interesse seiner Kunst, auch seiner Lage beeinträchtigte: so war er bis in das Innerste betrübt und zermalmt über das Unglück des königlichen Geschlechts, besonders der Königin.

Man übersehe nicht, daß er die patriotischen Gefühle für das königliche Haus, wenn er sie jetzt in dramatischer Form kund gab, ländlichen Leuten in den Mund legte. So tief war in ihm der Zug der Neigung für das Landleben, daß er nur der bäurischen Unverdorbenheit die Aufrichtigkeit und Stärke des Gefühls beimessen wollte, wovon er selbst durchdrungen war.

Indem seine Kräfte schwanden, sah er nicht nur Preußen, sondern das gesammte deutsche Vaterland erstarken, und lebte in der Vorahnung vaterländischer Siege, indem er in der idyllischen Natur schlesischer Bäder seine Naturempfindung voll befriedigte, doch seine Gesundheit nicht wiederfand. Wie glorreich war jene Ahndung erfüllt, als er seine Laufbahn schloß!

Andeutungen

zu

Biographieen und Charakteristiken

der Zeitgenossen.

Erzherzog Johann von Oesterreich *)

kaiserlicher Prinz, königlicher Prinz von Ungarn und Böhmen, sechster Sohn Kaiser Leopolds II. und der Infantin Maria Louise, Carls III., Königs von Spanien, Tochter, wurde geboren zu Florenz am 20. Januar 1782. Schon in der früheſten Jugend zeigte der erhabne Prinz Anlagen, die ihn zum erklärten Liebling seines kaiserlichen Vaters machten. Als dieser dem unvergeßlichen Joseph 1790 auf den von innen und außen erschütterten Thron nachfolgte, kam auch der Erzherzog Johann mit dem übrigen Hofe nach Wien. — Von seinen Lehrern ist nicht viel zu sagen. Der herrliche Prinz blieb fürwahr die ganze Ausbildung seines Geistes und Gemüths nur allein sich selbst schuldig. Früh schon zeigte sich in ihm die Neigung für das große Kriegshandwerk. Vergeblich bat er in den Jahren 1797 und 1799, unter seinem sieggekrönten Bruder Carl dienen zu dürfen. Er verwendete aber die Jahre blühender Jugend auf ernste Studien, vorzüglich auf die G e s c h i c h t e, und auf alle Zweige der Kriegs-

*) Wir haben Hoffnung, künftig eine umständliche Biographie dieses Prinzen liefern zu können.

d. Red.

wissenschaft. Johannes Müllers täglicher Umgang entwickelte schnell und groß die Keime dieser wahrhaft königlichen Seele. Seine Briefe in Müllers hinterlassenen Werken sind ein eben so rührendes als erhebendes Denkmal. Eben so früh hatte sich der Erzherzog Johann auch auf die Kriegsbaukunst verlegt, ein wichtiges Studium für den nachmaligen Director des Fortifications- und Geniewesens, für den Freund der Alpenländer, dieser natürlichen Festungen und Vormauern der Monarchie.

Im März 1800 legte der Erzherzog Carl, zum größten Leidwesen der Armee, den 1796, 1797 und 1799 so oft sieghaft erhobenen Feldherrnstab nieder, und zog sich, als Generalcapitän von Böhmen, nach Prag zurück. Ihm folgte im Oberbefehl der früherhin in den Niederlanden als glücklicher Parteigänger bekannte, alsdann durch sein Unglück am Niederrhein zurückgesetzte, hierauf in Italien als interimistischer Commandirender nach dem Tode des Prinzen von Oranien und bis zu Suwarow's Ankunft ausgezeichnete Feldzeugmeister, Paul Freiherr v. Kray. — Sein harter Zwist mit dem General Sztarray, die Uneinigkeit im Generalstaab zwischen den beiden Generalquartiermeistern Schmidt und Chasteler, seine Husarenstreiche, die unnütze Art und Weise, wie die Armee ermüdet, ihre Kraft zersplittert, ihr Blut zwecklos vergossen wurde, hatten Kray endlich zwischen die Isar und den Inn zurückgeworfen. Man beschloß, ihn abzurufen und die Armee wieder durch die Gegenwart eines Erzherzogs zu ermuthigen. Den Erzherzog Carl selbst zurück zu berufen, wodurch unleugbar unendlich viel gewonnen worden wäre, konnte man sich noch immer nicht entschließen, bis die bittere Noth hereinbrach.

Die Partei der Königin Caroline von Neapel, die in Wien anwesend war, vereinigte sich mit jener des Ministers, Baron Thugut. Die in Paris von dem General Grafen Saint Julien geschloßnen Friedenspräliminarien wurden nicht ratificirt, er selbst auf die Festung Carlsburg in Siebenbürgen geschickt. Der Erzherzog Johann, der fruchtlos gewünscht hatte, unter seinem Bruder Carl den Krieg zu lernen, mußte jetzt gleich das Obercommando, und zwar einer geschlagnen Armee übernehmen. Zur Seite

gab man ihm den Feldzeugmeister und Generalgeniedirector Baron Lauer, einen wackern Kriegsbaumeister, der aber durch die Leitung der Operation Wurmsers auf Mantua einen bösen Vorgeschmack seiner Talente als Stratege gegeben hatte; dazu der leichtsinnige, intrigante Obrist Weyrotter, der endlich nach der Schlacht von Austerlitz viel zu spät starb.

Die erste Vorrückung der Armee war ungemein glücklich, aber am 3. December 1800 geschah (fast in eben der unglücklichen Gegend, wo einst Friedrich der Schöne wider Ludwig den Baiern den Sieg, die deutsche Krone und die Freiheit verlor) die entscheidende Schlacht von Hohenlinden. Eine Reihe von Verwirrungen kostete den Oesterreichern fast ihre ganze Artillerie und bei 40,000 Mann; eine zweite Schlacht bei Salzburg (14. December 1800), worin das auf's Haupt geschlagene Heer mit größter Tapferkeit widerstand, konnte den Sieger Moreau nicht aufhalten. Der Erzherzog Johann bewies in diesen Unglückstagen ungemeinen persönlichen Muth, und that, trotz seiner geringen Erfahrung, alles Mögliche, um den Geist der überwundenen Truppen wieder zu beleben.

Der Cabinetsminister Graf Colloredo wurde nach Prag gesendet, den Erzherzog Carl zu bewegen, das Commando wieder zu übernehmen. Der Erzherzog kam. Es wurde der Waffenstillstand von Steyer geschlossen, dem am 20. Februar der Lüneviller Friede nachfolgte.

Der Erzherzog Johann wurde nun an Lauers Stelle Generaldirector des Fortifications- und Geniecorps, und Director der zwei herrlichen Institute, der Ingenieuracademie in Wien und der Cadettenacademie in Wienerisch-Neustadt, aus welchen beiden so viele treffliche Generale, Generalstaabsofficiere und Ingenieurs hervorgegangen sind, und welche der Erzherzog auf einen so ausgezeichneten Grad der Blüthe und des Ruhms emporgehoben hat.

Schon im September 1800 hatte Erzherzog Johann das nördliche Tyrol bereist. Johannes Müller hatte ihm eine besondre Vorliebe für die Gebirgsvölker überhaupt, für die politisch-strategische Wichtigkeit Tyrols, ja auch

für die Schweiz beigebracht. Mit welchem Erfolg, das bewies der Feldzug von 1815 am besten. Der Erzherzog war militärisch=statistisch und historisch in der ganzen Alpenkette von Piemont bis nach Dalmatien eben so orientirt, wie in den Gärten von Schönbrunn und Laxenburg.

Nun bereiste er Tyrol und Vorarlberg alljährlich, alle Herzen kamen ihm entgegen. Er entwarf vortreffliche Plane für die dortige Volksbewaffnung, für die Vertheidigung der festen Plätze, für die Anlegung eines Hauptwaffenplatzes bei dem Centralpunct Brixen. Gleiche Bereisung machte Erzherzog Johann in den venetianischen Provinzen.

Von 1803 bis 1805 war er zugleich Stellvertreter des Erzherzogs Carl in dessen Eigenschaft als Hofkriegsrathspräsident und Kriegsminister. Im September 1805, unmittelbar vor dem Kriegsausbruch, erhielt er den Auftrag, die lange verzögerte Milizorganisation in Tyrol und Vorarlberg in schleunigen Vollzug zu bringen. Darauf commandirte er das Corps d'Armée in Tyrol, unter dessen Waffenthaten die Niederlage der baierischen Division Deroy am Passe Strub, und die heldenmüthige, wenn schon fruchtlose Vertheidigung der Scharnitz gegen den Marschall Ney glänzen. Während Buonaparte in's Herz von Mähren vordrang, wollte der Erzherzog Johann mit seinen schönen Corps über Salzburg in den Rücken der feindlichen Communicationen. Allein ein Unfall der Brigade Szenassy gegen den Marschall Bernadotte im Salzburgischen, hinderte den genialen Entschluß, und der Erzherzog vereinigte sich in Kärnthen mit dem, nach dem Siege von Caldiero der Monarchie zu Hülfe eilenden Erzherzog Carl, obgleich rückwärts vom Marschall Ney, vorn von Massena bedroht, und bereits zu einer Capitulation aufgefordert, worauf aber der Erzherzog gar keine Antwort ertheilte. Beide Erzherzoge standen mit ihren herrlichen Armeen nur sehr wenige Posten von Wien am Tage der unglücklichen Schlacht von Austerlitz, nach welcher auch der preußische Minister Graf Haugwitz in Wien ganz umwendete, und jenen berüchtigten Tractat unterzeichnete, der Preußens Todesurtheil war.

Des Erzherzogs Johann herrliche Sammlungen und Studien hatten Tyrol zum Lieblingsgegenstand gemacht. Durch ihn wurde der Ortles, des Montblancs Nebenbuhler, bestiegen, und so viele geognostisch- und montanistisch-wichtige Entdeckungen gemacht, durch ihn entscheidende Vorarbeiten zur Austrocknung der großen Etschsümpfe geschehen. Die Innsbrucker Universität hatte den Erzherzog zu ihrem beständigen Rector erkohren, ihr hatte er seine herrlichen Sammlungen bestimmt. Als die geliebten rhätischen Alpen verloren waren, und das feste, getreue Tyrol entrissen, wendete sich des Erzherzogs Aufmerksamkeit auf die norischen, auf die Alpen von Salzburg, Steyermark und Kärnthen. Schon damals entstand in ihm der Vorsatz der Gründung des Johanneums in Grätz, welchen er in der Folge durch die Schenkung vom 16. Juli 1811 und die Statuten vom 1. December 1811 vollends verwirklichte. — Seine Reisen galten von nun an auch dieser Alpenkette. Fürstlich von ihm unterstützt durchzogen Naturforscher, Antiquare, Zeichner und Maler das Land, dessen Gemälde in geschichtlicher, ethnographischer, staats- und landwirthschaftlicher Hinsicht in unübertroffener Vollendung ans Licht treten sollten.

Als nach dem Tilsiter Frieden bange Besorgnisse für Oesterreich, von Westen und Norden Gewitter heraufstiegen, arbeitete der Erzherzog Johann auf Reisen und in seinem Cabinette, wie mitten unter dem Volke, sowohl für die Monarchie im Ganzen, als insonderheit für Salzburg und Innerösterreich, an einem System des Angriffs und der Gegenwehr, wozu man sogar bald genöthigt zu werden voraussehen mochte. — Unter seinem Vorsitz wurden die großen Maaßregeln der Reserven und der Landwehr beschlossen und ausgeführt. Er leitete durch den Freiherrn von Hormayr, der die rechte Hand aller seiner literarischen Unternehmungen war, die Vorbereitungen zu jener wunderherrlichen Tyroler Insurrection. Beim Kriegsausbruch von 1809 führte er den Oberbefehl der nach Italien und nach Tyrol bestimmten Armee von Innerösterreich, täuschte den weitüberlegnen Feind, schlug ihn bei Venzone, bei Pordenone, und am 16. April 1809 bei Sacile den Vizekönig Eugen Beauharnois auf's Haupt, und drang siegreich bis an die Etsch, als das große Un-

glück bei Regensburg ihn nöthigte, langsam zurückgehend, sich dem Innern der Monarchie und seinen Hülfsquellen zu nähern.

Am 8. Mai 1809 siegte der Feind im Treffen an der Piave durch seine Uebermacht, doch ohne bedeutende Folgen. Die altrömische Standhaftigkeit der österreichischen Infanterie in diesem Treffen ist ein eben so unvergeßlicher Zug, als die Vertheidigung der Sperrpuncte von Predil und Malborghetto, wetteifernd mit Leonidas in den Thermopylen, und mit Zriny in Szigeth. Das Treffen bei Tarvis (17. Mai) entschied des Erzherzogs weitern Rückzug; von dem an war Tyrol ganz abgeschnitten, und blieb es, bis es Kraft des Znaimer Waffenstillstands geräumt werden mußte.

Der Erzherzog Johann wollte nun den General Buol in Tyrol lassen, die F. M. L. Chasteler und Jellachich an sich ziehen, aber durch eine Reihe der gröbsten Fehler wurde Jellachich am 26. Mai bei St. Michael vom Vizekönig gänzlich gesprengt, dadurch des Erzherzogs schöner Plan vereitelt, Macdonald, Broussier, Rusca und Marmont einzeln zu schlagen und aufzureiben, die Communication mit Tyrol wieder zu eröffnen, ganz Innerösterreich zu befreien, und durch einen Marsch gegen Neustadt und Wien, Napoleon zu Detachirungen zu zwingen.

Am 14. Juni 1809, dem Jahrestage von Marengo und Friedland, verlor Erzherzog Johann die Schlacht bei Raab gegen den Vicekönig, weil ihn die ungarische Insurrection verließ, und dadurch von Cavallerie fast ganz entblößte. — Raab fiel. Der Erzherzog zog nach Komorn und Presburg. Bei der Schlacht von Wagram war er anfangs befehligt, eine Diversion auf dem rechten Donauufer zu machen, dann wieder auf dem linken sich mit dem äußersten linken Flügel des Erzherzogs Carl zu vereinigen. Einfache Zeitberechnung und die Befehle, die er hatte, zeigen zur Gnüge die Ungerechtigkeit des ihm gemachten Vorwurfs, als fiele der Verlust der Schlacht von Wagram nur allein dem vermeintlich zu späten Eintreffen seines kleinen Corps zur Last.

Während des Waffenstillstands brachte der Erzherzog Johann sein Heer wieder in den vortrefflichsten Zustand, kehrte nach dem Frieden nach Wien zurück, und widmete sich ganz seinem Beruf als General-Geniedirector und Oberleiter der militärischen Erziehung in beiden Academien, der Gründung eines Nationalmuseums für Innerösterreich, welches die dankbaren steyrischen Stände das Johanneum nannten, und den Wissenschaften. Die Entdeckung des Chromerzes in Steyermark durch den erhabnen Prinzen war nicht weniger wichtig.

Im Feldzug von 1815 gegen das aus seiner schlechtbewahrten Höhle auf dem Felsen von Elba wieder losgebrochene Ungethüm erhielt der Erzherzog ein Commando, eilte aber zuvor nach Italien, nahm als Stellvertreter des Kaisers in Mailand die Huldigung, und bereiste die ganze Lombardey, während Murat, damals noch König von Neapel, jenen unsinnigen Angriff that, welcher ihm die geraubte Krone kostete. Nun durchzog der Erzherzog das Innere der Schweiz, wie fast vierhundert Jahre lang, seit Friedrich dem vierten, kein Fürst von Oesterreich mehr, bestieg die alte hohe Habsburg, besuchte Königsfelden, wo Kaiser Albrecht, wie kein andrer seines Geschlechts, gewaltsam umgekommen, und besuchte die in Zürich versammelte Tagsatzung.

Hierauf befehligte er die Belagerung von Hüningen, welches Basel in seiner Gegenwart neuerlich wieder ängstigte, und mit Recht für das Meisterstück von Vauban's Befestigungskunst galt. Binnen unglaublich kurzer Zeit, mit sehr geringen, auch sehr verspäteten Mitteln, erzwang der Erzherzog die Uebergabe, und besorgte auch noch die Demolirung dieses gefährlichen Nestes. Von da zog er nach Paris und trat jene denkwürdige Reise in die brittischen Inseln mit seinem Bruder, dem Erzherzog Ludwig an, von welcher die vaterländische Industrie so unendlich viel erwarten darf.

Im April 1816 kehrte er durch die Niederlande nach Wien zurück; — sein Sommeraufenthalt ist auf der alten Burg Therenberg, hinter Wienerisch-Neustadt, in einer romantisch-schönen und wilden Gegend. Er hat dieselbe

zu einem wahren Musensitz umgeschaffen, mit herrlichen Denkmalen aus der Vorzeit seines erhabenen Hauses geschmückt, und mit reichen Hülfsmitteln zum Studium seiner Lieblingsfächer, der Geschichte, Kriegswissenschaft, Chemie und Naturkunde, versehen.

Sulpiz und Melchior Boißerée und Johannes Bertram.

Diese drei Freunde, aus angesehenen Handelshäusern in Cöln herstammend, verdienen vor allen die Aufmerksamkeit und den Dank der kunstliebenden und sittlich gebildeten Deutschen, indem sie die Ueberreste von Kunstdenkmalen einer schönen Zeit in ihrer Vaterstadt vor Verwüstung gerettet, und mit Muth und Treue, in den sturmbewegten Wellen der Zeit, das vaterländische Besitzthum emporgehalten, wie Friedrich Schlegel in dem Sonnet von Camoëns sagt: „an die Rettung glaubend!" Die Erscheinung dieser Sammlung, verbunden mit den vielfachen Bestrebungen, welche durch sie und durch die Unternehmung des Werkes vom Dom geweckt wurden, erscheint uns gleichsam als Vorzeichen dessen, was in Deutschland für unsre Rettung und Wiederkehr durch die Waffen geschehen sollte. Nehmen wir denn in jedem Sinn diese schönen Denkmale altdeutscher Kunst und die vielfachen Anregungen, welche dieser Einen folgten, als ein Pfand der Zukunft hin.

In Cöln aus dem Schooß einer durch Frömmigkeit und Rechtlichkeit vorzüglich geachteten Familie entspros-

sen, neigten sich die Brüder Sulpiz und Melchior Boißerée zu Studien der Literatur, indeß der eine ihrer Brüder als geehrter Geistlicher, der andere, Leonhard Boißerée, als allgemein geschätzter Fortsetzer des würdigen Handlungshauses seiner Vorfahren lebt. Im Jahr 1804 kamen beide Brüder mit ihrem Freund Bertram nach Paris, um dort bei Friedrich Schlegel Collegia zu hören und sich sonst durch die Anschauung und Studium der dazumal dort so reich vereinigten Kunstschätze zu bilden. Sie verließen Paris mit Friedrich Schlegel zugleich im Frühjahr 1805, und kamen zurück in ihre Vaterstadt.

Friedrich Schlegel, der tiefer, als viele Kunstkenner jener Zeit, das Bedürfniß gefühlt, durch Studium der ältesten Kunstwerke die neue Kunst wieder zu erkräftigen und zu heben, leitete die Aufmerksamkeit der Freunde auf die verwüsteten herrlichen Alterthümer, von denen auch Professor Wallraff und Banquier Livorsberg bereits mehreres gerettet hatten, und Freiherr von Mehring erbschaftlich damals besaß. Als nämlich in Cöln die Franzosen Kirchen und Klöster verwüstend niederrissen, zu Magazinen sie einzurichten, wurden die verdunkelten Glasscheiben, die von Kerzendampf unkenntlich gemachten Gemälde, der Willkür der Kirchendiener überlassen, und auf den Trödel in Wagen geschleppt. Die schweren ungeheuren Tafeln aus der byzantinisch-deutschen Schule auf Goldgrund reizten vornehmlich die Habsucht des Volkes in einem Lande, wo das Brennholz nach dem Gewicht verkauft wird, und andres Holz verhältnißmäßig theuer ist. Noch steht in Cöln manch ein Taubenschlag, aufgerichtet aus solchen Bildern, nun unwiderruflich verloren. Man verfertigte Fensterladen, Tische und Schränke aus solchen Bildern. Ein Kohl-Anbauer (Bappesbauer), kaufte sich eine Menge der schönsten Vorstellungen auf Goldgrund, die schon aus den Rahmen genommen waren. Er nagelte sie an den vier Ecken rundum in seiner Wohnung an, und will sie nicht einmal zeigen, denn er meint, sie gehörten ihm einmal. Wenn ihm große Summen darauf geboten werden, sagt er: nein, ich will meinen Heiland nicht verkaufen. Dagegen wurde mit den auf Leinwand gemalten Bildern mancher Tisch überzogen, manche feuchte Wand in der verdumpften Stadt behangen, und

so waren die Bilder fast alle der Vernichtung Preis gegeben. Die Gemäldesammler in Cöln trachteten nach italienischen und französischen Gemälden, wie es denn dem Deutschen lange Zeit nicht ohne Grund zum Vorwurf gemacht werden konnte, daß er nur das Fremde schätzt. Durch Friedrich Schlegels Anregung, mehr noch durch den Zufall, der auf der Straße einst die Brüder einem gemeinen Mann begegnen ließ, der eine schöne alte Kreuzigung Christi trug, um sie auf seinen Tisch zu nageln, und den Brüdern, die sie ihm sogleich abkauften, mehr zu verschaffen sich erbot, wurden von ihnen diese unschätzbaren Alterthümer bald in allen Winkeln aufgesucht. Treuherzig schleppten in den ersten Wochen die Trödler, Schuster, Obsthändler und andre Besitzer dieser Kunstschätze die schweren eingeschmuzten Ungethüme herbei, die in Cöln in den Wohnungen der Niedrigen, wo alles eng und düster ist, zur Last fielen. Nicht lange aber, so häuften sich die Nachfragen von verschiednen Seiten an, und das Volk gewann Achtung für eine Gattung von Besitzthümern, die Geld einbrachte. Allseitig aus Dörfern und Klöstern wurden die Gemälde zusammen gefahren und feil geboten, und noch heut wird ein wahrer Wucher damit getrieben.

Nicht in einer so großen Absicht, als sich späterhin daraus gestaltet, hatten die drei Freunde Boißerée und Bertram ihre Sammlung begonnen. Sie regte zuvörderst nur den frommen Wunsch an, diese Werke vor Zerstörung zu retten. Wenn nun der Lauf der Zeiten dieser Sammlung einen lebendigen und bleibenden Einfluß auf vaterländische Kunst ertheilt, wenn bereits die Anerkennung und Theilnahme der Erhabensten und Weisesten des Vaterlandes diese Bestrebung lohnt, und so manche unverwelkliche Blume der Freude für die Besitzer, noch unabhängig von der Freude des Besitzes selbst, aus diesen Bildern erblühete, so ist diese überreiche Segensfrucht wohl dem Wohlgefallen des Himmels an der ersten ursprünglichen Absicht der Sammler beizumessen.

Die Rücksprache mit dem verehrten Wallraff und mit dem biedern Pater Fochem, so wie mit manchem andern Kunstfreund in Cöln, die Mitwirkung des verehrten Veteranen der Kunst, Malers Bedenkamm, und des

geschickten H. Fuchs halfen diese Bilder, vor allen das unschätzbare herrliche Bild aus der Rathscapelle, retten und verjüngen. Den drei Freunden verdankt Cöln die neue Schönheit des längst vergeßnen Bildes, das nun die lieblichste Zierde des Doms ist.

Eine Inschrift in lateinischer Sprache, mit goldnen Lettern, bezeugt die That der Freunde und den Dank ihrer Mitbürger. Aus St. Columba kauften die Herrn Boißerée das göttliche Bild, die Anbetung der drei Könige von van Eyk, und ließen es säubern, daß seine ewigjungen Frühlingsfarben wieder erstanden. Dies Gemälde verdient dem Altarblatt von Danzig an die Seite gestellt zu werden, welches ohnstreitig von Johannes van Eyk ist; wenn wir es nicht in vielen uralten Büchern unter diesen zwei Namen erwähnt gefunden, so würde die Kenntniß beider herrlichen Meisterwerke es uns unumstößlich bethätigen, denn Niemand sonst malte eben in dieser Eigenthümlichkeit und Pracht. Das Bild der Anbetung der drei Könige ist uns noch theurer, als jenes mit Recht geschätzte Altarbild von Danzig, weil sein Gegenstand mehr Lieblichkeit und Einheit in sich faßt.

Die Hauptstücke der Sammlung der Brüder Boißerée sind eine große Anzahl Gemälde der byzantinisch-deutschen Schule auf Goldgrund, von denen wir vor allen lieblich nennen: das Bild der heil. Veronika mit dem Tuch, auf welchem des Erlösers Gestalt, in antikem Geist und Sinn; nächstdem Apostel und Heilige, mit den Attributen ihres Martyrthums neben einander stehend, und manches liebliche Madonnen- und Heiligenbild. Diese neugriechisch-deutschen Bilder sind einem System, einem damals vorwaltenden Princip der Anordnung und Ausführung unterworfen. Die Einfachheit des Sinnes jener Maler, der noch ganz plastisch war, verstattete keine Gruppirung; die Figuren wurden symmetrisch und pyramidalisch geordnet; Ruhe und Milde waltete vor in Stellung und Geberde; die Drapperien fielen in einfachen, lichten Massen, in entschiedenen hellgrünen, rothen oder hellblauen Farbetönen; man hätte die Bilder für farbige Basreliefs halten können. Auf den Goldgrund waren meistentheils dunkelblaue Verzierungen aufgedruckt. Der

immer hellgrüne Boden trägt Frühlingsblumen. Die Gestalten selbst sind blühend, kindlich, und stets im Sinn des griechischen Ideals aufgefaßt. Für „Nachbildungen nach ausgeschnitzten Gebilden" können wir sie nicht halten, da sie alle einen entschieden hohen und verklärten Charakter von Innbrust und frommer Milde tragen, der sich nur in erhabenen reinen Naturen offenbart, von Holz aber als Nachahmung der Nachahmung nicht hergenommen werden konnte.

Nächst den Gemälden aus dieser Schule entfalten in Boißereé's Sammlung die Bilder des van Eyk, Hemmelink, Lukas van Leyden, Albrecht Dürer, Johannes Schoorel, Holbein, Hemskerk, Lucas Kranach und vieler Niederländer oder Deutschen der alten Zeit, theils bekannt, theils nicht zu errathen, den reichen Anblick des vielbewegten Lebens. Erst auf den spätesten Bildern der byzantinisch-deutschen Schule zeigt sich hier oder da der Donatarius knieend, die tiefe Ehrfurcht vor dem Heiligsten hat der ältesten frommen Zeit nicht dies Beigesellen des Lebendigen, Irdischen zum Göttlichen gestattet. In den neuen Bildern aber vermissen wir selten den Geber, oder Stifter, noch das Wappen desselben, denn der Adel scheint damals die Künste am kräftigsten geschätzt zu haben. Von van Eyk besitzen die Herren Boißerée die schon erwähnte Anbetung der heiligen drei Könige und das köstliche Bild: St. Lucas, die Mutter Gottes malend. Von Hemmelink erstlich ein herrlich reiches Bild, das dramatisch jeden Moment der Verkündigung, der Geburt, des Lebens, Leidens und der Auferstehung und Himmelfahrt des Erlösers mit der bewundernswürdigsten Kühnheit und Lieblichkeit der Darstellung umfaßt. Dies Wunderbild könnte den Anschauer Jahre lang beschäfftigen. Sodann ist Hemmelinks Anbetung der heiligen drei Könige, mit den Seitenflügeln von St. Johannes dem Täufer in einer lieblichen Landschaft, und St. Christophorus, den Strom und eine wunderkühne Felsgegend durchschreitend, vorzüglich merkwürdig und köstlich. Das Manna in der Wüsten, die Begrüßung Melchisedech's und mehrere andere sind gleichfalls des großen Meisters würdig. Von Lukas van Leyden erfreut uns

uns unter andern das Bild mit lebensgroßen Gestalten des St. Bartholomäus, der heil. Caecilia, St. Margaretha, den Drachen überwindend, und der Apostel St. Johannes. Die Farbenpracht, der Fleiß der Ausführung, die Herrlichkeit und Lieblichkeit der Gestalten, und der sich noch vom gräcisirenden Styl wenig abneigende Sinn der Anordnung, machen dies Bild so merkwürdig als anziehend.

Von Albrecht Dürer erfreut uns hier manches seiner gemüthlichsten und kräftigsten Bilder, eben so von Hans Holbein; von Johannes Schoorel angeblich, jedoch auf keine Weise durch die gehörigen Gründe unterstützt, das vielfach gefeierte Bild des Todes der Maria. Dies Gemälde möchte eher von Hans Holbein seyn; Schoorel hatte in seinen Gestalten nicht die freie heilige Anmuth, wenn schon Colorit und landschaftlicher Sinn in diesem Bilde sehr für die Meinung gewinnen, daß dies sein Werk sey. Das Bild ist an und für sich eins der rührendsten und herrlichsten, der ausgeführtesten und blühendsten. Von Lucas Kranach, Grunewald und andern mehr ist hier Herrliches und Liebliches vorhanden, auf die anmuthigste Weise Herz und Sinn zurückführend in die schöne Sitte und Weise alter guter frommer Vorzeit der deutschen Lande, von denen wir im Ursprung die Niederländer und Brabanter in unsrer Vorstellung nicht trennen können. Von Hemskerk, der lange in Italien war, doch schon neuer ist als die übrigen dieser Meister, ist hier eine reiche Sammlung vorhanden, die wegen ihres Strebens nach dem Styl der italienischen Schule und ihrer heitern Farbengebung sowohl, als wegen der Schönheit der Gruppen, sehr anzieht und für den Künstler belehrend ist, jedoch das Gemüth nicht so durchglüht und rühret, als jene kindlichern Darstellungen aus der frühern und ersten Zeit.

Schließlich erwähnen wir noch eines köstlichen Besitzthums der Herren Boißerée, einer Madonna von Francia Bolognese, des rührendsten und seelenvollsten Werkes, das wir von diesem alten Italiener kennen, von welchem überhaupt die Gemälde sehr selten sind. Ein lichterer, seelenvollerer Strahl der Weihe muß das Ge-

müth dieser frühesten Künstler berührt, sie müssen unbefangner gemalt haben als die späteren, sonst hätte aus ihren Werken keine so rührende und innig ergreifende Wirkung hervorgehn können. Die Anmuth, das Geheimniß des Schmerzes ruhen hier. Farbe und Zeichnung dieser Madonna mit dem segnenden Kinde, in einer abendlich beleuchteten Landschaft, sind meisterhaft, und durchaus rein ist die Zeichnung, so wie Stellung und Geberde höchst graciös und sinnvoll.

Außerdem besitzen die Herren Gebrüder Boißerée und Bertram viele Alterthümer und anmuthige Kunstschätze. Man kann hier Entstehung, Entwicklung, Fortschreiten und Versinken der alten Schulen in ihrer Gradation verfolgen; sehen, wie die Kunst vom plastischen Geist zum wirklich malerischen überging, und wie die lebendige Darstellung sie zuletzt in Manier und Gemeinheit ausarten ließ.

Diese Sammlung war noch zu Bonaparte's Zeiten langsam und ohne Geräusch nach Heidelberg hingerettet worden, wo sie sich noch befindet, und der süßen Schönheit jener gesegneten Gegend einen hohen Reiz des geistig Anziehenden beigesellt. Heidelberg, mit diesem Schatz prangend, und wieder im Besitz seiner herrlichen Bibliothek, mit den lieblichsten Herrlichkeiten der Natur ausgestattet, wird der Lichtpunct von Süd-Deutschland werden, wenn man seine übrigen Vortheile der vortrefflichen Universität noch hinzurechnet. Seit 1809 halten sich hier die drei erwähnten Freunde auf. Ihre Sammlung wurde besucht von Göthe und vielen unsrer Ersten und Größesten.

Der Aufenthalt der russischen Kaiserin veranlaßte die Besuche dieser hohen und edlen Frau, ihrer erhabnen Schwester und vieler der ersten Fürstinnen Deutschlands. Die Anwesenheit des kaiserlich-österreichischen Hauptquartiers veranlaßte nicht minder Se. Maj. Kaiser Franz, dieser Sammlung einen ganzen Morgen zu widmen.

Vielfache Reisen, Aufopferungen jeder Art der Besitzer, konnten allein die Sammlung so mannigfaltig und

vollständig machen, daß sie als ein Ganzes, als eine Kunstgeschichte, belegt durch die Werke selbst, da steht. Seit vielen Jahren beschäfftigt sich der würdige Sulpiz Boißerée noch vorzüglich mit der Herausgabe des Doms zu Cöln in Kupferstichen, wo der bisher zu wenig gewürdigte Dom zu Oppenheim zugleich in einigen Abbildungen erscheint. Von diesem Werke hat Göthe zu umständliche Nachricht gegeben, als daß wir hier etwas anders, als wiederholen könnten; wir verweisen also nur auf Göthe's: Rhein und Main. Möge dies Werk, das erste dieser Art, welches in neuerer Zeit erscheint, nicht das letzte seyn, sondern den Deutschen hinleiten auf die Herrlichkeit eigner Besitzthümer, und das Gefühl seiner versunknen Größe wecken, auf dem allein die neue wieder begründet werden kann!

Johann Gabriel Marquis von Chasteler zu Courcelles,

aus einer Seitenlinie des Herzoglich-Lothringischen Geschlechts, welche, laut feierlicher Anerkennung der Heroldskammer zu Mecheln, in Theodorich dem Teufel (Thierry le Diable), mit dem regierenden österreichischen Kaiserhause, mit den Guisen, Mereveurs, Vaudemonts und Elboeufs den gleichen Ursprung hat. — Er wurde am 22. Januar 1763 auf dem Schloß Mulbais im Hennegau geboren, dessen Großmarschall sein Vater war; seine Mutter eine geborne Gräfin von Thürheim.

Seine früheste Jugend verlebte und seine allererste Bildung erhielt Chasteler in der berühmten Anstalt zu Pont-

à=Mousson, die spätere in der Wiener Ingenieur=Akademie. Im funfzehnten Jahr seines Alters, ungemein ausgezeichnet von dem ihm nahe verwandten Prinzen de Ligne, trat er in den österreichischen Kriegsdienst, und machte den ganzen bairischen Erbfolgekrieg wider Preußen mit. In den darauf gefolgten Friedensjahren diente er im Geniecorps, und zeichnete sich bei dem Bau der von dem unvergeßlichen Joseph angeordneten Festungen Josephstadt und Theresienstadt ungemein aus, eben so bei verschiednen Bauen in Ungarn. Er spricht alle Sprachen der österreichischen Monarchie; kein andrer General hat dieselbe so bereist, und ist darin so orientirt. In eben jenen Friedensjahren machte er auch seine bewunderns würdigen Studien in der Geschichte, Naturkunde, Kriegswissenschaft, und vorzüglich Kriegsbaukunst. Im Türkenkrieg diente er bei dem Corps in Kroatien; sein Heldenmuth, womit er 1789 unter Laudons Augen, obgleich mehrmals verwundet, die Bresche von Novi erstieg, brachte ihm das Theresienkreuz. Er wurde Major im Geniecorps, und leuchtete bei der Belagerung von Belgrad, bei dem Sturm der Vorstädte, besonders hervor. Während der niederländischen Unruhen gab er die größten Beweise seiner Anhänglichkeit an das Kaiserhaus, was ihm die väterliche Zuneigung des Fürsten Kaunitz noch mehr gewann. Beim Ausbruch des französischen Revolutionskrieges war seine erste glänzende Waffenthat, wie er das mehrere Jahre vorher gänzlich geschleifte elende Schloß von Namur, dessen Breschen nur mit Faschinen hergestellt waren, 1792 durch volle vierzehn Tage gegen eine große Uebermacht Franzosen hielt. Er fehlte bei keiner großen That des daran so fruchtbaren Jahres 1793; — man braucht nur die Namen Neerwinden, Famars, Valenciennes, Marchiennes, Avesnes, Maubeuge zu nennen! In einem Gefecht bei Avesnes, wo ihn sein kurzes Gesicht mitten unter eine feindliche Infanterietruppe hineinführte, erhielt er acht Bajonetstiche. Im Feldzug von 1794 that er sich in den wüthenden Schlachten bei Charleroi und Tournai ungemein hervor, und gewann das vorzügliche Zutrauen des Feldmarschalls Grafen Clerfait, wo er denn auch in der wechselvollen Campagne von 1795 dieses Zutrauen am Hartenberge vor Mainz und am Niederrhein auf das glänzendste rechtfertigte, und alle Welt ihm den überraschend herrlichen Aus=

schlag des Sturms der Mainzer Linien zuschrieb. 1796 und 1797 bedurfte man eben so sehr seiner diplomatischen Gewandtheit, als jener militärischen Talente in Polen, dessen dritte und letzte Theilung so eben vollbracht war. Er arbeitete sofort in diesem Geschäfft in Petersburg mit dem österreichischen Bothschafter, Grafen Ludwig Kobenzl. 1797, nach dem Frieden von Campo Formio, war er Bevollmächtigter zur Uebernahme und Demarcation der neu erworbenen venetianischen Provinzen. Sein glänzendstes Jahr war 1799, wo ihm das ganz besondre Zutrauen des Ministers, Baron Thugut, den Posten als Generalquartiermeister der vereinigten russisch-österreichischen Armee zudachte, die Feldmarschall Grafen Suworow-Rimninsky, und durch Chasteler bald auch Italinsky, befehligen sollte, und die jetzt, nach dem leidigen Todfall des hoffnungsreichen Prinzen von Oranien, interimistisch der F. M. L. Baron Kray commandirte.

Unvergeßlich machen die Tage von Magnano, von der Adda und Trebbia Chastelers Namen in den Jahrbüchern der österreichischen Kriegsgeschichte. Der kühne, für unmöglich geglaubte Uebergang über die Adda bei Castell di Trezza entschied die Gefangennehmung von Serruriers Corps und den schnellen Einzug in Mailand. Er gab Chasteler das Commandeurkreuz des Theresienordens. An der Trebbia, wo die Armee von Neapel unter Macdonald vernichtet wurde, that Chasteler in den schwierigsten Augenblicken Wunder der Tapferkeit. Die Art, wie er Suwarow zu nehmen und zu gewinnen wußte, ehrt eben so sehr sein Herz und seine Selbstverleugnung im Dienst, als seine kluge Gewandtheit und Menschenkenntniß.

In den Laufgräben vor Tortona erhielt er seine dreizehnte und letzte Wunde durch eine Kartätschenkugel in die Brust. Sie schien tödtlich. Obrist Zach löste ihn ab als Generalquartiermeister, und blieb es bis zur Schlacht von Marengo. Im Frühjahr 1800, von seiner schweren Verwundung kaum geheilt, sendete ihn Baron Thugut zur Rheinarmee, deren Commando, nach dem Abgang des Erzherzogs Carl, der in Italien siegreiche Kray un-

ter üblen Vorbedeutungen übernahm. Die beiden Dirigirenden der Operationscanzley, die Generale Schmidt und Chasteler, waren in ihren Ansichten und ganzem Wesen diametral entgegengesetzt; Zwist unter den Oberbefehlshabern, allgemeines Mißvergnügen, daß der Erzherzog Carl nicht mehr da war. Anfangs July sah sich Kray bis ins Herz von Baiern zurückgedrückt; der Waffenstillstand von Parsdorf kostete empfindliche Opfer, zumal auf der Seite Tyrols. Der Kaiser ernannte an Kray's Stelle den Erzherzog Johann zum Oberbefehlshaber, und gab ihm den F. Z. M. und Generalgeniedirector Baron Lauer zur Seite. Kray ging in seine Vaterstadt Käßmark in der Zips und privatisirte dort; Schmidt erhielt eine Friedensanstellung; Chasteler eine Brigade bei dem Corps in Tyrol, wo er sich ungemein beliebt machte und jene Freundschaft mit dem Freiherrn v. Hormayr, damaligem Hauptmann und Major der Tyroler Landwehr anknüpfte, welche auf die Ereignisse von 1809 in diesem Gebirgslande so entscheidenden Einfluß gehabt hat.

Als der nach der Schlacht von Hohenlinden wieder zum Obercommando berufene Erzherzog Carl den Waffenstillstand von Stadt Steyer schloß, wurde Tyrol geräumt und nur von französischen und österreichischen Sauvegarden in gleicher Anzahl besetzt. Chasteler commandirte die Oesterreicher, Nansouty und Demont die Franzosen. In dieser Ruhezeit entwarf Chasteler vortreffliche Pläne für die Fortification Tyrols, für die Organisation der Landwehr und des Landsturms daselbst, und für Erzielung eines kriegerischen Geistes unter der Nation. 1802 ging er nach Paris um seine Ausstreichung von der niederländischen Emigrantenliste und die Rückgabe oder Ablösung seines Vermögens zu bewirken. Bonaparte nahm ihn in St. Cloud mit ungemeiner Auszeichnung auf, machte ihm die größten Complimente über den italienischen Feldzug von 1799, und ließ ihn leidlicher als gewöhnlich aus seinen Angelegenheiten in den Niederlanden scheiden; und Chasteler fuhr mit seinen Arbeiten in Tyrol fort. Er erhielt das neuerrichtete Jägerregiment, und beim Ausbruch des Kriegs von 1805 ein Commando. Das Gefecht am Paß Strub mit der bairischen Division Deroy, der Marsch

gegen Salzburg, die Vertreibung Marmonts aus Gratz, waren allerdings dazu gemacht, seinen alten Ruhm zu erhöhen. —

In den Jahren 1806 u. 1807 bereiste er mehrere Gegenden der Monarchie, insonderheit Galizien und die Karpathen, wegen des Fortificationssystems unter ihren neuen politischen Conjuncturen. 1808 wurde ihm die Befestigung von Komorn übertragen, die er mit seiner gewöhnlichen unglaublichen Thätigkeit betrieb. Er erhielt das Commandeurkreuz des neugestifteten österreichisch kaiserl. Leopoldordens, das Commando des achten Armeecorps, welches zu der vom Erzherzog Johann commandirten Armee von Innerösterreich gehörte, und bei Villach und Klagenfurt aufgestellt war. Zum Theil war es nach Tyrol bestimmt, und obwohl nur zum kleinern Theil, befahl dennoch der Erzherzog Johann, daß Chasteler wegen seiner Localkunde diese Expedition persönlich führe.

Chasteler und der Freiherr v. Hormayr waren nun die Seele der Insurrection Tyrols und aller damit zusammenhängenden politisch=militärischen Verständnisse und Verbindungen. Am 9. April 1809 rückten sie nach Tyrol vor; der Aufstand brach aus. Schon am 13. April war das ganze nördliche und mittlere Tyrol erobert, 8000 Feinde mit Kanonen, Bagage und Trophäen genommen, dem Feind die Verbindung zwischen Italien und Deutschland abgeschnitten. Nun vertrieb Chasteler auch Baraguay d'Hilliers aus Trient, schlug ihn am 24. bei Volano, am 25. April war auch Welschtyrol erobert und die Verbindung mit dem Heer des Erzherzogs Johann hergestellt. —

Inzwischen war das große Unglück bei Regensburg geschehn; Chasteler mußte sich nach dem nördlichen Tyrol wenden. Bonaparte war über die schimpfliche Capitulation der 8000 Franzosen und Baiern in Innsbruck um so mehr ergrimmt, als sich durch ganz Deutschland Spuren der bedenklichsten Gährung zeigten. Er wollte eine außerordentliche Rache nehmen, und gab zu Enns einen

Tagsbefehl, wodurch er einen gewissen Chasteler, angeblich General in österreichischen Diensten, als Räuberanführer, als Urheber der an den gefangenen Franzosen und Baiern verübten Mordthaten, und als Anstifter der Tyroler Insurrection in die Acht erklärte, vor ein Kriegsgericht zu stellen, und binnen 24 Stunden zu erschießen befahl. Kaiser Franz verordnete Repressalien gegen diesen barbarischen und völkerrechtswidrigen Einfall, der um so verworfener war, als die Fürsorge für die Gefangnen und Verwundeten einer der ersten Gegenstände war, womit Chastelers ritterliche Seele sich beschäfftigte.

Die bairische Armee unter dem Marschall, Herzog von Danzig, brach ein, und wüthete mit Brand, Raub und Mord. Furchtlos wie immer, aber fast zehnmal geringer an der Zahl, ging Chasteler ihnen entgegen, wurde aber am 13. Mai bei Wörgl, noch dazu in einer der größeren Ebnen, die Tyrol hat, aufgerollt und gänzlich zersprengt. Nun zog er sich in die Centralposition des Brenners. Indessen war Tyrol von allen Seiten abgeschnitten; Vicekönig Eugen drängte den Erzherzog von Villach hinweg und suchte den nächsten Weg zu dem inzwischen bei Aspern geschlagenen Napoleon. Chasteler brach, so wie der Vicekönig vorüber war, aus Tyrol heraus, wo General Buol zurückblieb, und ging durch Kärnthen und Unter-Steyer nach Ungarn.

Nach der Beendigung des Kriegs stand er eine Zeit lang als Militärcommandant in Troppau, wurde 1813 F. Z. M., Gouverneur von Theresienstadt, und übernahm Dresden, als die Convention mißbilligt wurde, die Klenau mit dem franz. Marschall Gouvion St. Cyr geschlossen hatte. Nach dem Frieden erhielt der hochverdiente Mann den Ehrenposten eines Militär-Gouverneurs in Venedig. B. M. R.

Franz Freiherr von Hager*)

Präsident der k. k. österr. obersten Polizei- und Censur-Hofstelle.
Gestorben zu Stra den 1. Aug. 1816.

Die Stelle eines Polizeiministers ist an Macht und Wirksamkeit so unbegrenzt, als der Begriff der Polizei selbst. In der dermaligen Lage der europäischen Staaten hat es die Justiz nur mit dem Mein und Dein und mit den handgreiflichen Störungen des bürgerlichen Friedens, und die übrige Verwaltung nur mit den physischen Bedürfnissen des Staats und der Bürger zu thun. Der edlere Theil der menschlichen Natur, die moralische Würdigung der Personen, die öffentliche Meinung, die sittlichen Revolutionen der Gesellschaft und die unsichtbaren, aber um desto wichtigern und folgereichern Handlungen der Einzelnen, fallen dem Polizeiministerium zu. Deshalb muß mit gerechtem Lob überschüttet werden, wer, wie der Freiherr von Hager, eine so unbegrenzte Vollmacht nie gemißbraucht hat.

Er ist zu Stra am Nervenfieber, eigentlich an den innern Kämpfen eines unverletzten, aber auf solcher Stelle schwer geprüften Gewissens, und an den Folgen beispielloser Arbeitsamkeit verstorben. Außer auf seinem Bureau oder an seinem Krankenlager, haben ihn Wenige gesehn; die Gesellschaft der Kaiserstadt niemals. Keinem äußern Lebensgenuß hat er nachgesehn, und sogar die reinste, edelste Neigung des Herzens niemandem, vielleicht sich

---

*) In der dritten Abtheilung dieses zweiten Bandes wird von einem andern Verf. eine umständliche Biographie dieses verehrten Staatsmanns mitgetheilt werden.

d. Red.

selbst nicht früher, als da er seine Begräbnißstelle wählen sollte, eingestanden. Er hat seinem Kaiser und seiner Pflicht gelebt.

Die Censur der Schriften ist in Oesterreich mit der obersten Leitung der Polizei verbunden. Ganz Europa ist es bekannt, wie die vielbesprochene und für die Erhaltung dieser alten Monarchie zu ihrer Zeit so nützliche Geistessperre unter dem Ministerium des Freiherrn von Hager gemildert wurde, und mit welcher zuvorkommenden Liberalität er der Genesung des Zeitgeistes folgte, ohne die unwandelbaren Grundsätze der herrschenden Familie, welche sich nun einmal nicht blos für das sterbliche Theil der Ihrigen verantwortlich hält, zu nahe zu treten. Eben diese herrschenden Maximen aber erstrecken sich nicht nur über die Bücher, sondern auch über den moralischen Gehalt der Personen, nicht nur der Fremden, sondern jedes namhaften und bedeutenden Unterthans. Die Zeugnisse der Staatsbeamten wie der Kunstverständigen haben in der österreichischen Monarchie ein großes Gewicht: der Kaiser hält seine Würdigung eines Beamten, der zur Beförderung vorgeschlagen wird, für nicht mehr und weniger als für eins der vielen amtlichen Zeugnisse, die über den Werth, die Verdienste und den Bildungsgang des Candidaten beigebracht werden müssen. Bei der Gebrechlichkeit des menschlichen Urtheils ist es Staatsmaxime, daß das Gewissen und die Bürgschaft Vieler für die Ernennung des Einzelnen verantwortlich werde. Der oberste Zeuge und einer der ersten Gewissensräthe des Monarchen in allen diesen Personal-Angelegenheiten ist der Präsident der Polizei-Hofstelle.

Man denke sich die Lage eines rechtlichen Staatsmannes, der unter der Last dieser Verantwortlichkeit, in bedenklichen Zeitumständen, für die öffentliche Sicherheit zu sorgen und der Politik des Hofes unter allen ihren Wendungen moralisch zu folgen hat, so wird es dem Freiherrn von Hager, aber auch der Politik seines Hofes zum würdigsten Nachruhm gereichen, daß er nach langjähriger Amtsführung in seiner Stelle gestorben ist, und dennoch

die ungetheilte Stimme des Publicums über die Fleckenlosigkeit seines Charakters hinterlassen hat.

Ohne blendende Eigenschaften des Geistes, ohne den durchdringenden und umfassenden Blick des Genies, ohne bezaubernde Persönlichkeit, hat er in großen Diensten gezeigt, was auch in unserm Jahrhundert die schlichte Treue, die bloße Pflicht, überhaupt was die candida anima vermag. Von der Austerität seines Lebens und seiner Sitten, wie von der Verschlossenheit seines Herzens bei der unnachlassenden Wachsamkeit der Seele, welche seine Stelle erforderte, war ein gewisses Mißtrauen und einige Härte des Betragens unzertrennlich. Unter allen denen, welche die letztere traf, ist Niemand, der nicht heute sein Andenken segnete, und wer möchte bei der Nichtswürdigkeit der Mittel und Werkzeuge, die einem rechtschaffnen Polizeiminister unsers Jahrhunderts zu Gebote stehn, und bei der Bedenklichkeit, womit ihn die Welt behandelt, den edlen Grund jenes Mißtrauens verkennen. Es ist dem gutmüthigen und doch so oft verletzenden Mißtrauen des Schwerhörenden vergleichbar; wer Alles hören soll, hört schwer, mißversteht Vieles, und vertraut Wenigen, zumal in einer Zeit des Widerspruchs, der Sitten- und Rechtlosigkeit, wo der Maaßstab des Guten fast verloren gegangen ist.

Anton Schneider,

General-Commissär der Insurrection in Vorarlberg im Kriege von 1809, wurde am 13. Oct. 1777 im vorarlbergischen Markt Weiler geboren, von geringen und dürftigen Eltern. Er vollendete die Humanioren zu Feldkirch, den philosophischen und juridischen Curs an der Universität zu Innsbruck. — Die dortige juridische Facultät wollte 1801, nach beendigtem Kriege, dem Ländchen Vorarlberg einen ausgezeichneten Beweis ihrer Hochachtung seines tapfern Widerstandes geben, und einen hoffnungsvollen Vorarlberger, der zugleich bei jener Vertheidigung wacker mitgefochten, unentgeltlich zur Doctorwürde promoviren. Zu seltsamer Vorbedeutung fiel die Wahl auf Schneider, der sich hierauf in Bregenz niederließ, sich ganz der Advocatie widmete, und in Vorarlberg, im angrenzenden Schwaben und in der Schweiz großes Zutrauen und häufigen Zulauf gewann. —

Im J. 1807 würde er als ein geheimer Agent Oesterreichs von dem bairischen Generalcommissär in Ulm, Baron Grafenreuth, gelegenheitlich einer Irrung über die Conscription verhaftet, aber vollkommen unschuldig erklärt.

Als der Krieg von 1809 ausbrach, war er anfangs nur Hauptmann und Specialcommissär. Als aber am 29. Mai, sieben Tage nach der Schlacht bei Aspern, Tyrol und Vorarlberg zum zweiten Mal befreit wurden, erkor ihn die einhellige Wahl der vorarlbergischen Stände an ihre Spitze, und der damalige Landeschef, Freiherr v. Hormayr, bestätigte ihn.

An diesem mühe- und gefahrvollen Posten war der Anhänglichkeit Schneiders an Oesterreich keine Gefahr und kein Opfer zu groß. Das kleine Ländchen von 91,000 Seelen stellte 20,000 Mann unter Waffen. Er erschuf sich Reiterei und Geschütz, und hielt den Muth aufrecht, obgleich die Unterstützung der Oesterreicher nur aus wenigen Hundert Mann bestand, ohne Geld und ohne die sonstigen militärischen Erfordernisse.

Schneider war Hormayrs vorzüglichstes Werkzeug zur Befreiung vieler Tausend Kriegsgefangenen. Er lieferte den Franzosen und Würtembergern mehrere glückliche Gefechte, nahm Constanz mit 6 Kanonen und mit der badnischen Besatzung, und würde, bei besserer Unterstützung, die bedeutendsten Unternehmungen in Schwaben gemacht haben.

Der Znaimer Waffenstillstand vom 12. July 1809 steckte aber seiner Laufbahn ein trauriges Ziel. In diesen furchtbaren Augenblicken bewies er die ganze Entschlossenheit seines Charakters, den reinen Patriotismus seines Gemüths. Er verschmähte es an die eigne Rettung zu denken, und, wie er aufgefordert wurde, mit den Oesterreichern hinweg zu ziehn. Er unterhandelte mit dem würtembergischen Vorposten-Commandanten eine Capitulation für das Land auf Sicherheit der Person und des Eigenthums, dann lieferte er sich selbst aus. Aber die Capitulation wurde nicht gehalten, geplündert und mißhandelt, und er selbst als Gefangner erklärt.

Napoleon hatte aus Schönbrunn das Todesurtheil wider ihn gesprochen, und sein Leben wurde nur dadurch gerettet, daß ihn der Kronprinz (der jetzige König) von Würtemberg auf den Hohenasperg abführen ließ, und seine Auslieferung dem französischen General Beaumont, der ungestüm darauf drang, schlechterdings verweigerte.

Schneider war hierauf lange Gefangener in Ulm, in Lindau, in Kempten; die im Wiener Frieden bedungene Amnestie rettete sein Leben. Zu Anfang des Jahres 1811 kam er nach Wien, und erhielt den Titel und Gehalt eines k. k. Appellations-Raths.

Als im Winter von 1812 auf 1813 jenes furchtbare Gottesgericht auf den russischen Eisfeldern über Bonaparte's Rotten erging, regte sich in Tyrol und Vorarlberg ungeduldiger als irgend anderswo, die Sehnsucht nach der Zertrümmerung des Fremdlingsjoches, nach der alten milden Herrschaft von Oesterreich. In Folge dieser Bewegungen und Einverständnisse, die unvermeidlich einen voreiligen Ausbruch zu drohen schienen, sah sich die österreichische Regierung, durch einen seltsamen Zusammenstoß von Umständen, genöthigt, Schneidern (am 7. März 1813) mit Beibehaltung seines Ranges und seiner Existenz gefänglich zu verwahren, bis Bonaparte's Sturz, Anfangs April 1814, dem schwergeprüften Mann wiedergab, was die Tyroler und Vorarlberger am unliebsten vermissen, die Freiheit.

Ernst von Pfuel

preußischer Obrist im Generalstabe, geboren zu Berlin um das Jahr 1780; wurde daselbst in der Militär-Academie erzogen, legte einen guten Grund in den mathematischen Wissenschaften und in der Kunst der Leibesübungen, worin er es späterhin, besonders im Fechten und Schwimmen, zur größten Vollkommenheit brachte.

Als Officier bei dem Regiment des Königs in Potsdam verwandte er den eifrigsten Fleiß auf alle Gegenstände des Kriegswesens, dessen damalige Beschaffenheit seinem höherstrebenden Geist bald ungenügend wurde. Er bereiste Deutschland, die Schweiz, einen Theil von Italien, und hielt sich mit seinem Freund Heinrich von Kleist längere Zeit in Paris auf. Seine fortgesetzten, auf eigenthümlichem Wege und größtentheils einsam betriebenen Geistesarbeiten machten ihn bald in allen Fächern höherer Bildung einheimisch, und schmückten den edelsten Charakter mit aller geistigen Annehmlichkeit.

Der unglückliche Krieg 1806, den er im Generalstabe des Generals Blücher bis zur Capitulation von Lübeck mitmachte, gab ihm eine größere Kriegserfahrung, und machte das Unglück des Vaterlands zu dem einzigen Gegenstand seines Sinnens und Trachtens.

Nach einem längern Aufenthalt in Dresden trat er im J. 1809 als Hauptmann in österreichische Kriegsdienste, und kam nach dem Frieden in Besatzung nach Prag. Hier fand er in dem Umgang des Freiherrn von Stein und andrer Männer neue Nahrung für die mannigfachen Gedanken, welche die politische Welt damals darbot. Auch war er auf mehr als eine Art thätig und nützlich. Eine große Schwimmanstalt, zunächst für das

Militär bestimmt, wurde unter seiner Mithülfe errichtet, und von ihm durch die vortrefflichste Leitung belebt. Zur Errichtung einer gleichen Schwimmanstalt in Wien wurde er mit würdiger Anerkennung seines Verdienstes dahin zu dem Generalstab versetzt. Er kehrte jedoch nach dem Ausbruch des Kriegs gegen Rußland im J. 1812 nach Prag zurück, und suchte sodann über Dänemark und Schweden nach Rußland zu gelangen. Es gelang ihm, den eifrigen Verfolgungen der Franzosen in Berlin, Hamburg und Helsingör, wo er schon durch den Sund zu schwimmen entschlossen war, glücklich zu entkommen. Von Petersburg, wo er russische Dienste genommen, eilte er sogleich zur Armee, die er in Kaluga fand. Den ewig denkwürdigen Rückzug und Untergang der französischen Armee, der sodann erfolgte, hat er als Augenzeuge in einer kleinen Schrift beschrieben, die in alle Sprachen übersetzt und in unzähligen Auflagen verbreitet worden.

Er begleitete nachher von Berlin aus den General Tettenborn auf dessen Zuge nach Hamburg, und blieb während der folgenden Kriegszeit als Chef des Generalstabs bei demselben. Seine hier bewiesene Thätigkeit und Geschicklichkeit sind bereits öffentlich gerühmt worden. In allen Gefechten, besonders in dem glücklichen Treffen bei der Görde, bewies er die kaltblütigste persönliche Tapferkeit. Nach Beendigung des Feldzugs in Frankreich, wo er fortwährend die wesentlichsten Dienste geleistet, trat er als Obrist wieder in den preußischen Generalstab. Als solcher war er im Feldzug von 1815 bei dem Feldmarschall Blücher, der ihn persönlich ungemein schätzte, und hier erwarb er sich, neben den Generalen Gneisenau und Grollmann, das hohe Verdienst, unerschüttert von den Unfällen der Schlacht von Ligny, bei den glänzenden Erfolgen der Schlacht bei Belle-Alliance vorzüglich mitthätig gewesen zu seyn.

Nach dem ruhmvollen Einzug in Paris wurde Pfuel zu dem ehrenvollen und wichtigen Posten eines Commandanten der Stadt Paris ernannt. Mit welcher Klugheit, Mäßigung und Gerechtigkeit er dieses schwierige Amt während

rend vier Monaten geführt, ist selbst von den Franzosen, die er oft mit Strenge behandeln mußte, dankbar anerkannt worden. Die Rechtschaffenheit und Würde seines Charakters geboten auch dem erbitterten Feind Anerkennung und Achtung.

Joseph von Hammer,

einer der jetztlebenden größten Orientalisten, k. k. Hofdolmetsch der morgenländischen Sprachen, Rath bei der geheimen Hof- und Staatskanzley in auswärtigen Geschäfften, wurde am 9. Juni 1774 zu Grätz in Steyermark geboren, wo sein Vater Gubernialrath, Staatsgüter-Administrator, und ein vom Kaiser Joseph besonders geschätzter, und dem Geschäfft der Steuerregulirung in Innerösterreich vorgesetzter Geschäfftsmann war.

Joseph von Hammer, schon in der frühesten Jugend durch außerordentliche Fähigkeiten ausgezeichnet, kam im December 1787 ins Barbarastift nach Wien, 1788 in die orientalische Akademie, ein damals sehr blühendes Institut, welches die besondre Aufmerksamkeit seines Gründers, Fürsten Kaunitz, auf sich gezogen hatte. Der nachherige Minister, Franz Freiherr von Thugut, zeichnete Hammer sehr früh aus. Nicht minder erkannte und liebte früh schon dieses ausgezeichnete Talent der Referent der Section des Orients im Ministerium der auswärtigen Geschäffte, Bernard Freiherr von Jenisch, Freund des gelehrten Nuncius Garampi und des Grafen Carl Reviczky (österreichischen Gesandten in Warschau, Berlin und London, Uebersetzers des Hafitz, gelehrten Kenners seiner Muttersprache, der ungarischen, deutschen, fran-

zösischen, italienischen, englischen, slavischen, lateinischen, alt- und neugriechischen, türkischen, herrsischen, arabischen und sämmtlicher Bibelsprachen.) Jenisch begann damals schon durch die orientalische Akademie die Herausgabe des verdienstreichen, unter Meninsky's Namen bekannten arabisch-herrsisch-türkischen Lexicons. Trotz seiner frühen Jugend war Joseph von Hammer einer der eifrigsten und ausgezeichnetsten Mitarbeiter desselben. 1796 vollendete er dort seine sämmtlichen Studien, und trat in die wirkliche Dienstleistung. Der Freiherr von Thugut wollte ihn 1797 zu einer Sendung in das durch den Frieden von Campo Formio neu gewonnene Dalmatien und Albanien absenden, wovon es nur zufällig abkam. Studien, Reisen und die innige Freundschaft des großen Geschichtschreibers, Johannes Müller, füllten das Jahr 1798. Müllers hinterlassene Briefe sind ein zu allen wißbegierigen Jünglingen redendes Denkmal dieses schönen Bundes. 1799 kam Hammer als Sprachknabe nach Constantinopel zu dem Internuncius Peter Freiherrn von Herbert. Er sollte Oesterreich einen Weg nach Persien und Ostindien bahnen; als aber die Convention von El-Arisch wegen des Abzugs der französischen Armee aus Egypten geschlossen wurde, sendete Hammern sein väterlicher Freund Herbert nach Egypten, mit einer die k. k. Consulate betreffenden Commission. Hammer erhielt zugleich von dem gelehrten Herbert antiquarische und literarische Aufträge. Viele Seltenheiten der kaiserlichen Bibliothek sind eine Ausbeute dieser Reise. Die Ibis-Mumien, die Sammlung arabischer Briefe, der selbst im Morgenland seltne, bändereiche arabische Ritterroman Anthar, der Hieroglyphenstein aus den Katakomben von Sakara, sind lauter Ausbeuten dieser Reise Hammers. — Bei der bald darauf eingetretnen Nicht-Ratification jener Convention, nach Klebers Tod, und bei Menou's unerwartetem Widerstand, machte Hammer, Dollmetschers- und Secretärsdienste thuend, den ganzen, höchst wichtigen Feldzug unter Hutchinson, Sidney Smith und Jussuf Bascha mit. Nach dessen Endigung ging er über Maltha und Gibraltar im Spätjahr 1801 nach England, im April 1802 von London nach Wien, im August darauf wieder als Legationssecretär nach Constantinopel, 1806 als Consularagent in die Moldau, in dem wichtigen Au-

genblick des französisch-russisch-preußischen Kriegs, welchen auch Dukworths Expedition in die Dardanellen bezeichnete. Der französische Minister Reinhardt, selbst Gelehrter, damals Abgesandter bei den Hospodarn der Moldau und Wallachei, zeichnete den gelehrten Hammer sehr aus. Hammer blieb nun seit dem Sommer 1807 in Wien angestellt. Bekannt genug ist sein großes Verdienst um die Rettung eines guten Theils der 1809, während der Besetzung Wiens durch die Franzosen, von Denon nach Paris entführten Schätze der kaiserlichen Hofbibliothek und orientalischen Manuscripte. — Im October 1815 wurde Hammer zum ersten Custos der kaiserlichen Hofbibliothek ernannt, welche Stelle einst Johannes Müller bekleidet hatte, die aber Hammer nun ehrerbietig ausschlug, wegen verschiedner Schmälerungen, die mit diesem Posten zeither vorgegangen waren.

Man hat von ihm: Zeichnungen auf einer Reise von Wien über Triest nach Venedig, und durch Tyrol und Salzburg zurück. 1798. — Encyklopädische Uebersicht der Wissenschaften des Orients. 1804. — Ancient Alphabets and hieroglyphical characters explained; with an account of the egyptien priests, their classes, initiation and sacrifices; in the arabic language by Ahmed Ren Abubekr Ren Washie, and in english by Joseph Hammer, Secretary to the Imperial legation at Constantinople. London 1805. — Die Posaune des heiligen Kriegs, herausgegeben von Johann von Müller (Hammers vorzüglichem Freund). 1806. — Resmi Ahmed Efendi's Gesandtschaftsberichte bei seinen Gesandtschaften in Wien im Jahr 1757 und in Berlin im Jahr 1763. 1809. — Schirin, ein morgenländisches Gedicht aus persischen und türkischen Quellen. 1809. — Topographische Ansichten auf einer Reise in die Levante. 1811. — Rosenöhl. 1815. — Staatsverfassung des osmannischen Reichs. 1816. — Hierunter sind nicht begriffen so viele treffliche Gedichte und Aufsätze im Mercur, in Meißners Apoll, im Apollonion, in Millins Journal encyclopédique, in der Hallischen Litteratur-Zeitung, in andern englischen und französischen ephemeren Blättern rc. — Es gereicht Hammer zum vorzüglichen Ruhm, das trefflichste orientalische Journal: Die

Fundgruben des Orients, mit der Unterstützung des liebenswürdigen Grafen Wenzel Rzewusky, begründet zu haben, in demselben einen Vereinigungspunct für die Orientalisten des gesammten Europa, die jedem die bisher unerhörte Freiheit läßt, Aufsätze in seiner Muttersprache einrücken zu lassen. Neben andern trefflichen Abhandlungen Hammers findet sich in diesen Fundgruben die vom französischen National-Institut mit dem Accessit gekrönte Preisschrift: Ueber den Einfluß des Muhammedanismus.

Bmr.

Joseph Ludwig Stoll,

eines der schönen, für Vollkommenheit in einer bestimmten Gattung geeigneten, poetischen Talente, welche im Schwall der deutschen Litteratur hie und da aufblühen, ihrer Natur nach der liebevollsten Pflege bedürften, aber von uns kaum bemerkt und erkannt, und schnell vergessen werden.

Dies ist um so trauriger und ungerechter, wenn solche Talente, man darf nicht sagen, so viel Selbsterkenntniß, doch so viel Tact über die wahrhaftige dichterische Lust in ihnen besitzen, daß sie nicht streben, Etwas hervorzubringen, was ihnen zur Quaal und der Welt früher oder später zum Unding wird. Ein Tact der Art bewahrt sich äußerst selten in unsrem literarischen Treiben, welches der Regel nach in eine nichtige Weite geht.

Das Wenige, was Stoll in der Dichtkunst hervorgebracht hat, ist vortrefflich, in einem und demselben Geist empfangen und gearbeitet, ohne Verirrung von dem kleinen Gebiet, das seinem Talent angewiesen war, und ihm freilich, wie dem echten Talent geziemt, etwas Großes und großer Arbeit werth schien.

Darf man von irgend einem der deutschen Völker, wie sie jetzt vor uns stehn, behaupten, daß es eine ungemeine Anlage zur Poesie habe, so sind es die Deutschen in den österreichischen Stammländern. Eine in sich zufriedne Sinnlichkeit, welche schon liebt, in die Spiele der Phantasie überzugehen; ein keineswegs possenhaftes Gemüth, doch ein solches, das an der Ernsthaftigkeit des Menschenwerks nicht die Behaglichkeit der menschlichen Natur verliert; ein stilles, doch ergreifendes Auffassen fremder Eigenthümlichkeiten, nicht um sie nachzuahmen, nicht um sie zu bewundern, sondern mit der begnügten Freude, etwas Eigenthümliches aufzufassen und Andern bemerklich zu machen; diese Züge sind Elemente des österreichischen Volkscharakters, und werden in einer volltönenden, für echte dichterische Harmonie nicht verdorbenen, in einer gemächlichen Sprache verarbeitet, und mit unbeschränkter Freiheit. Die geliebten Herrscher selbst, die im ganzen verehrte Staatsverwaltung, haben von jeher ihre Einzelnheiten, insofern ihnen eine belustigende Seite abzugewinnen war, zum Gegenstand des Volkswitzes in gleichem Geist hingegeben.

Aus diesem Nationalreichthum von Witz sahen wir Producte der Art, wie Blumauers travestirter Aeneas, in der deutschen Literatur aufsteigen, welche freilich unser Publicum belustigt haben, doch gewiß von dem österreichischen Volkswitz, als seiner echten Ader nicht angehörig, verworfen werden. Doch haben wir davon, was dieser bei seiner Ausprägung durch guten Geschmack an deutschem Witz zu liefern vermöge, schon eine Probe in den gelungensten Briefen des Eipel-

dauers, besonders einiger, die während der Dauer des Congresses geschrieben sind.

Von der andern Seite können sich aus jener Nationalmasse von zufriedner Sinnlichkeit und Empfindsamkeit die zarten Gebilde dichterischer Grazie, die in ihrer luftigen Vollendung den ganzen Ernst des Daseyns zu erfüllen scheinen, viel leichter entwickeln, als aus den Empfindungen eines Volkes, welches durch Noth, übertriebne Entwicklung einer Seite der menschlichen Natur, Gährungen allerlei Art, durch einen hohen Grad sogenannter gesellschaftlicher Verfeinerung, wenn man so sagen darf, an die Cultur sich selbst verloren hat. Eine Empfindsamkeit, die aus dem österreichischen Volkscharakter hervorkommt, und sich mit der Feinheit sowohl in alter und neuer Literatur, als in mancher Geselligkeit unsrer größern deutschen Städte vertraut macht, hat den großen Vortheil der Griechen, daß sie als Natur, heiter und in sich selbst vollendet, in den Formen der höchsten gesellschaftlichen Feinheit erkennbar bleibt und auf das anmuthigste rührt.

Von dieser schönen Richtung, in welcher der österreichische Volksgeist, wenn der Gang der Cultur es will, einst alle übrigen Deutschen weit übertreffen dürfte, sind Stolls Poesien gleichsam vorausgesandte Funken, die sie ankündigen und bezeichnen. Das kleine dramatische Gedicht: Amors Bildsäule, ist der schönste Beleg für diese Behauptung; denn griechische Zartheit und Befriedigung waltet in seinem Stoff und seiner Form, ohne daß die conventionellere Eleganz, die mit dem Namen der französischen am sichersten bezeichnet wird, ganz fern geblieben wäre. Ein Product, was im eigentlichsten Sinn dieser letzten angehörte, die gefällt, weil sie von dem Conventionellen sich wieder zur Natur wendet, ward durch Stoll in dem kleinen Lustspiel: Ernst und Scherz, noch mehr in die Natur hinübergespielt, in eine Empfindsamkeit, die an sich selbst genügt.

Daß der junge Dichter der Gattung treu blieb, für welche er ein angebornes Talent besaß, verdient nicht blos wegen des gewöhnlichen literarischen Treibens in Deutschland, wodurch täglich Talente zu Grunde gehn, weil sie sich in Versuchen abarbeiten, die ihnen, und welchen sie nicht zusagen, unsre Aufmerksamkeit und Achtung; sondern vorzüglich bei Erwägung seiner Erziehung und übrigen Geistesbildung.

Er war der einzige Sohn eines der berühmtesten Aerzte, eines überaus geachteten und mit erhabnem Vertraun beehrten Arztes des größten Kaiserhauses. Seine glücklichen Naturanlagen versprachen eine Zukunft, welche den väterlichen Ruhm überträfe, und wurden früh auch der Arzneigelahrtheit geweiht. Aber er sollte zu dieser die vielseitigste Geistesbildung, reiche Kenntnisse aller Art und unbegrenzte Kunde der menschlichen Sitte, der Völker mitbringen. Jede Gelegenheit, die eine Hauptstadt gleich Wien darbietet, ward für seine Jugend benutzt; er ging früh auf Reisen nach England und Frankreich.

Seine feurige Empfänglichkeit griff Alles auf, gewann Etwas von Allem, doch begnügte sich natürlich mit der Blüthe. Ein festes Gewebe von positiven Kenntnissen konnte so nicht entstehn, und bei den lebhaftesten Anstrengungen seines Fleißes in gewissen Perioden gewann er nicht die Grundbildung zu irgend einem Beruf in der Welt. Natürlich war, daß bei diesem Mangel an ernsten, positiven Kenntnissen, bei seiner Scheu vor dem planmäßigen, auch trockne Partieen des Wissens umfassenden Fleiß, sein Geist, der gleichwohl ernste und große Anstrengungen nicht scheute, wenn sie nur ganz das Werk seiner eignen Kraft schienen und ihren Gegenstand immer selbst schufen, die philosophische Speculation, die in Deutschland zu Hause ist, so häufig in ihm ihr Thronwechsel seyn mag, mit einem Feuer ergriff, das sein ganzes übriges Streben zu verzehren drohte. Er kam überdies in die Nähe Fichte's, in

vertrauten Umgang mit diesem eifernden und die meisten entzündbaren Seelen hinreißenden Philosophen.

Allein trotz aller Zerstreuungen durch die vielseitigsten Richtungen des menschlichen Wissens und Lebens, trotz der speculativen Besessenheit, blieb er seinem eigenthümlichen, zarten, bildenden poetischen Talent getreu; von ihm allein hoffte er Ruhm, und welche Systeme der Metaphysik er sich selbst aufbauen mochte, nie dachte er daran, als Philosoph je glänzen zu wollen, so wenig, als durch seine übrigen reichen Kenntnisse sich je einen Namen zu erwerben. Er empfand und sah sich nur als den Dichter der Grazie.

Wie er diesen natürlichen Punct in den Nebeln der Speculation und in dem Gewirr zerstreuter literarischer Kenntnisse nicht verlor: so blieb ihm ein heitres, schuldloses, kindliches Gemüth im Schwall alles Lebensgenusses und im Verkehr mit der Verderbtheit mehrerer Völker.

Ein solcher Sinn erhält freilich mitten in der Welt auch sehr wenig Weltkenntniß. Unbekümmert um die meisten menschlichen Verhältnisse, ging der junge Dichter mit einem Stolz auf sein eigenthümliches Talent, der seiner Natur an sich wohl anstand, doch wenig seiner Erscheinung in der Menschenmasse, durch dieselbe hin, anmuthig für billige und geistvolle Herzen, bespöttelt, betrogen, bemitleidet von der Menge.

So lange das väterliche Vermögen hinreichte, fühlte er sich glücklich in der Täuschung, daß er wie ein höheres Wesen, durch einwohnende Kraft, über den gemeinen Mann hinschreite. Allein viel zu schwach, sich in diesem Glauben zu erhalten und zugleich die Mittel für das gemeine Leben zu erwerben, ging er unter, so-

bald ein günstiges äußres Geschick ihm die Götterflügel, womit er schwebte, nicht mehr kräftigte.

Er starb in seiner Vaterstadt in Gram und Armuth; und bemerkenswerth genug faßte die Theilnahme seiner Mitbürger, die ihn zum ernsten Studium der Heilkunde und zur Erbschaft des väterlichen Ruhms unterstützen wollten, am Ende seines Lebens den Punct wieder auf, nach welchem es früh gerichtet, und welchem er eben durch die Treue gegen seine Dichternatur untreu geworden war.

Anton Gramberg

starb im Frühling des vorigen Jahres und in der Blüthe seines Lebens zu Oldenburg, wo er im Jahr 1772 geboren war; ein Dichter, dessen Talent freilich keine großen Meisterstücke hervorbrachte, aber unter allen Entartungen unsers ästhetischen Geschmacks, unter den oft verderblichen und versengenden, selten erquicklichen und erfrischenden Winden, die unsre Dichter und noch mehr Dichterlinge aus allen Zonen nach Deutschland herüberriefen, weil es ihnen an dem eignen deutschen Athem gebrach, in stiller Zufriedenheit und Unschuld, von al-

len Manieren der Schulen unberührt aufblühte, und schon dadurch von seinem Naturadel zeugte.

Die Liebe zur Dichtkunst entwickelte sich in ihm sehr frühzeitig. Sein Vater, ein ausgezeichneter Arzt und Kenner der Literaturen, und im höchsten Greisenalter noch jetzt zu Oldenburg in dieser doppelten Hinsicht thätig und geachtet, war selbst ein glücklicher Dichter, wie seine Beiträge zu dem Göttingischen Musenalmanach, vorzüglich zu jener Zeit, als sein Freund Göcking denselben herausgab, und viele andre Gedichte beweisen, die vielleicht nicht über die oldenburgischen Grenzen hinausgekommen sind: so wie für seinen patriotischen und zweckmäßigen literarischen Eifer seine Beiträge zu dem alten deutschen Museum über die älteste deutsche Poesie treffliche Belege sind. Auch das Nibelungenlied hat er dort schon im Jahr 1783 als ein wahrhaft deutsches Werk hervorgehoben, und ein großes Stück davon auf eine Art bearbeitet, die unserm Publicum mehr zusagen möchte, als ähnliche Versuche in unsern Tagen. Bemerkt man noch, daß der Arzt Gramberg ein Mann von der lebhaftesten Mittheilung, einem heftigen Streben war, Alles nach außen schnell zu verbreiten, was er in der Einsamkeit seiner Bibliothek, die selbst mit literarischer Neugier gesammelt war, sich angeeignet hatte: so sieht man als unvermeidlich an, daß sein ältester Sohn, der Dichter Anton Gramberg, bei seinen Anlagen schnell in literarischer und poetischer Thätigkeit gedieh.

Etwas Eigenthümliches an dem Knaben war die Richtung des poetischen Witzes, welche soviel wie möglich alles Empfindsame vermeidet, nur komische Auftritte des Lebens mit scharfsichtiger Combination, nur bizarre Erscheinungen der bürgerlichen Gesellschaft genial auffaßt. —

Dieser Hang verleitete ihn oft zu einem Benehmen, was seine Gespielen erzürnte und ihnen als Erguß eines

schlechten Herzens vorkam. So sicher sie darin Unrecht hatten, konnte man es ihnen nicht verargen, weil Gramberg bisweilen darauf ausging, sie und ihre Verhältnisse und ihr Thun so zu gruppiren, daß er Stoff zu lächerlichen Combinationen gewann. Die wenigen Knaben, welche mit ihm vertraut waren, fanden ihn im Grunde gutmüthig und aufrichtig.

Als er dem Jünglingsalter nahe war, gelang ihm schon vorzüglich ein Product der bemerkten Richtung seines poetischen Talents, ein Schornsteinfegerlied. Allein fast darf man dasselbe wie einen Abschied ansehn, welchen er von der dichterischen Neigung und Stimmung seiner Knabenjahre nahm. Seltsam genug war der Jüngling, und noch mehr der Mann, der Richtung des Knaben ganz entgegengesetzt, so abgewandt von Verspottung der Menschen, von dem Komischen der Verhältnisse, als dieser beides geliebt und gesucht hatte; so in Träume von einer Unschuldswelt, in sanfte Empfindsamkeit, in Unkunde des bürgerlichen Lebens gleichsam hingegeben, als der Natur des Knaben die Stimmung für jene widerwärtig schien, und er dieses mehr kannte, mehr zu nehmen wußte, wie so unreifen Jahren geziemen mochte.

Er weihte sich der Rechtsgelahrtheit auf der hohen Schule zu Erlangen nicht ohne Fleiß, und dieses Studium hätte ihn in das bürgerliche Leben, seine ehemalige Freude an den bizarren Seiten desselben, noch mehr verstricken können; er wurde dann Sachwalter in seiner Vaterstadt, Richter daselbst, endlich Mitglied des kaiserl. franz. Oberappellationshofs zu Hamburg; und alle diese Lagen mit ihren Geschäfften, die mit Gewalt in die nackte Wirklichkeit des Lebens einweihen, fesselten ihn nur inniger an eine arkadische Welt, worin er lebte und webte. Unaussprechlich süße und zarte epigrammatische Gedichte, wie sein Gespräch mit Amor; Lieder, die ein Hauch einer Phantasie und eines Gemüths sind, deren einziges Element das ländliche Leben, unschuldige Liebe, unaussprechliche Sehnsucht nach Ruhe; Idyllen, die entweder

ihren Stoff aus der alten biblischen Geschichte nehmen, oder gar in eine Welt versetzen, wie die Geßnerische, wenn man eine Welt einen solchen Zustand nennen darf, der uns eine Cultur menschlicher Empfindung und Ansicht in einer äußern Umgebung zeigt, durch welche und in welcher jene unmöglich entstehen konnte: dies sind die Früchte, welche Gramberg sehr reichlich gewann in einer heißen, juristischen Amtssphäre, unter gehässigen Verwicklungen und stürmischen Veränderungen des bürgerlichen Lebens um ihn her; und so arkadisch fühlte, dichtete und trachtete in solcher Lage ein Talent, welches in seiner Frühe bestimmt schien, nur Spötter über unsre Wirklichkeit zu werden.

Daß seinem schönen Herzen nicht genügte, sich nur mit Spott des Geistes über das wirkliche Treiben zu erheben; daß der Hang dazu bei Nachgiebigkeit gegen ihn sein Talent ganz ausfüllen und beschäfftigen möchte, diese Besorgniß und seine Selbsterkenntniß, wenigstens in der Ahndung, wie seine Kraft nicht umfassend genug sey, um Satyre und schöne Empfindsamkeit zugleich in seiner Brust zu beherbergen und zum Künstlerischen auszubilden: darin müssen wir den Grund suchen, warum er als Jüngling und Mann ein durchaus andrer Dichter wurde, als seine Knabenjahre angekündigt hatten.

Auch darf man nicht unbemerkt lassen, daß er ein vollsaftiger, höchst blühender Knabe, ein welkender Jüngling war, ein Mann, dessen Leben an der Auszehrung schwand.

Friedrich Buchholz,

geboren in der Mark Brandenburg, von einem Vater erzogen, welcher den preußischen Patriotismus aus der Zeit Friedrichs II. hegte, weiter gebildet auf einer preußischen Universität, zu Halle, Lehrer zu Brandenburg an der Ritterakademie, einem jener Institute, wo der Adel zu dem eigentlichen Kern preußischer Patrioten erwachsen sollte, in der Hauptstadt der Monarchie lebend und Ideen schaffend, nachdem er sein Amt aufgegeben, trotz aller Feinde durch Hardenbergs Urtheil mit einem jährlichen Gehalt vom König unterstützt, ist ein preußischer Patriot in jeder Ader, jeglichem Gefühl, und man verkennt den Urspruug und Zusammenhang seiner politischen und historischen Ansichten und Behauptungen, wenn man ihn nicht von diesem Standpunct aus beurtheilt.

Wie glücklich er bisweilen großen Theilen der allgemeinen Geschichte Ideen abgewinnt, wie unermüdet und öfters zu leidenschaftlich, zu lebhaft wechselnd, er nach allgemeinern Principien in den menschlichen Dingen strebt: so begeistert ihn eigentlich nur die Rüksicht auf Preußen, und seine Liebe für dasselbe beengt, verleitet ihn bisweilen in seinen Untersuchungen.

Eifrig ist er bemüht gewesen, seinen Forschungen über das Geld, die Juden, den Adel, tüchtige Principien, einen allgemeinen Charakter zu geben; aber er ist hier Preuße durch und durch, nur die Erfahrungen seines Vaterlands sind seine Führer, gegen Adel und Juden ist er bitter, weil er glaubt, daß die preußische Monarchie durch beide, besonders durch das israelitische Volk, unaussprechlich leide; und wenn man sich verwundert, wie ein so scharfsinniger Denker, der es so redlich mit der Wahrheit hält, bei dergleichen Untersuchungen eine an sich wahre Vorstellung, die aber nur ein einzelner Punct, bisweilen nur Nebenpunct des Ideensystems ist, zu einem herrschen-

den Princip hinauftreibt und dadurch völlig unwahr macht: so geräth man bald auf Spuren, daß er in preußischer Beschränkung sein Vaterland für die Welt, und ein Verhältniß der Heimath für ein allgemeines der Menschheit ansah.

Zu einer Zeit, wo Bonaparte fast noch mehr verkannt wurde, als jetzt nach seinem Sturz; wo das Beßre und Große in ihm dem Schicksal und dem ungeheuren Streben wider England noch nicht gewichen, und doch schon verspottet und gehaßt wurde; wo schon Muth dazu gehörte, ein historisches Urtheil über ihn auszusprechen, stand Buchholz nicht an, eine ungeheuchelte Bewunderung der Thaten und Einrichtungen desselben nicht nur zu verkünden, sondern selbst zu übertreiben, wie ihm leicht geschieht. Wenn er jetzt, wo er derselben Gegenstände und Personen erwähnt, jene Urtheile ganz vergessen zu haben, ja von einem Geist befangen zu seyn scheint, der ihnen geradezu widerspricht: so wähne man nicht, daß der Sturz des sonst bewunderten Helden und dem Anschein nach auch aller Einrichtungen, die derselbe im Sinn der Revolution in Frankreich getroffen hat, seine Ansicht völlig umgekehrt habe, und noch weniger traue man ihm zu, daß er nun, wegen feiger, selbstsüchtiger Antriebe wider seine innere Ueberzeugung rede. Buchholz ist ein entschloßner, muthiger Forscher, kein wankendes Rohr, das von jedem Wehen der öffentlichen Stimmung bewegt wird, und hat zu viel gute historische Einsicht, um zu glauben, daß manche der politischen Institutionen, die er einst gepriesen hat, durch irgend eine Gewalt entwurzelt werden könnten.

Allein er hatte die Neigung, die Bewundrung von ihrem Schöpfer und dessen Beginnen längst schon abgewandt, von dem Augenblick an, da dieser der Zerstörer seines Vaterlands wurde. Sein patriotischer Schmerz überwog jede seiner bisherigen Vorstellungen, jede seiner politischen Erwartungen von einem neuen Zeitalter, selbst alle Macht und ihm wohlbekannte Herrschaft der historischen Kritik. Dem unwahrscheinlichsten Gerücht schenkte er Beifall, um sich nur vorspiegeln zu können, daß sein König über Bonaparte triumphire. Der Tilsiter Frieden hat keinen mehr verwundet, als ihn, und da endlich der

erwartete Triumph seines Vaterlands erfolgt ist, kennt gewiß keiner der preußischen Patrioten eine umfassendere Freude, als er.

Wenn man seinen politischen und historischen Ideen durchaus nicht eine gewisse Originalität und Haltbarkeit absprechen kann, und nur bedauert, daß sie das Einzelne zu häufig zum Allgemeinen stempeln wollen: so muß man seinen psychologischen Scharfsinn noch mehr schätzen, aber auch hier sich verwundern, wie die glücklichsten Bemerkungen dadurch verdorben werden, daß er aus einzelnen echten Charakterzügen sich gewaltsam eine ganze Person aufbauen will, ohne sie als solche durch die Geschichte wahrgenommen zu haben und darthun zu können. Er hat allerdings das künstlerische Bedürfniß, ein Ganzes zu sehn und zu bilden; doch ihm entsteht die Stärke der Einbildungskraft des Historikers, die allein solches Bedürfniß befriedigen kann. Wenn er sich von jener Gewaltsamkeit frei erhält, wie treffend und fein psychologisch raisonnirt er dann; z. B. über Essex, Baco und Elisabeth.

Rudolstadt 1817,
gedruckt in D. C. P. Fröbels Hofbuchdruckerei.

Literarischer Anzeiger
zum sechsten Hefte der Zeitgenossen.

I.

Bericht,
über
die vierte Original-Auflage
des
Conversations-Lexicons
mit Königl. Würtembergischen Privilegien.

Von welcher in der Leipziger Jubilate-Messe 1817 die ersten acht Bände in dreierlei Ausgaben vollständig werden zu haben seyn.

* * *

Es hat dieses Lexicon bei gegenwärtiger vierten Auflage auch den zweiten Titel erhalten:

Allgemeine
Hand-Encyclopädie
für
die gebildeten Stände;

und kann demnach jeder Käufer seine Exemplare mit dem einen oder andern Titel binden lassen.

Der Pränumerationspreis auf alle 10 Bände gegen baare Zahlung ist auf gutem Druckpapier 12 Thlr. 12 Gr. oder 22 Fl. 30 Kr. rheinl.

Eben so auf gutem Schreibpapier 18 Thlr. 18 Gr. oder 33 Fl. 45 Kr. rheinl.

Und auf Velinpapier in Median-Format (durch veränderte Stege bewirkt) 40 Thlr. oder 72 Fl. rheinl.

* * *

Die Buchhandlungen erhalten den bei den sogenannten Netto-Artikeln Statt findenden Vortheil.

* * *

Privat-Sammler, die sich direct an den Verleger nach Altenburg oder nach Leipzig wenden, erhalten auf 6 Exemplare das 7te frei, wenn sie den Betrag in Wechseln oder baar gleich mit einsenden, oder dafür genügende Anweisung oder Zusicherung geben.

* * *

Der 9te Band erscheint unfehlbar im Sommer d. J. (1817) und der 10te und letzte zu Ende dieses Jahrs. Beide werden gratis nachgeliefert.

Bericht.

(Aus der Vorrede zur vierten Auflage.)

Gegenwärtige durchgängig verbesserte und berichtigte vierte Auflage unseres mit so allgemeinem Beifall aufgenommenen Werks wurde zunächst dadurch veranlaßt, daß der Buchdrucker Macklot in Stuttgard unter dem Schutz der würtembergischen Gesetze, welche den Nachdruck auswärts erschienener Bücher gestatten, im vergangnen Jahr angefangen hatte, die dritte Auflage nachzudrucken, und seinen Nachdruck durch das Versprechen zu empfehlen suchte, das Original bedeutend verbessern zu wollen. Der rechtmäßige Unternehmer, der diesem Werke eine vieljährige rastlose Thätigkeit und ansehnliche Geldfonds, natürlich nur in der Hoffnung eines gesicherten Besitzes, gewidmet hatte, sah sich dadurch von einem nicht bloß augenblicklichen, sondern stets wiederkehrenden Verlust in seinem durch große Anstrengungen wohl erworbnen Eigenthum bedroht, da das Bedürfniß eines Handwörterbuchs dieser Art nicht vorübergehend, sondern dauernd ist, sobald dasselbe immer seiner Zeit angepaßt wird. Dieser Verlust war um so mehr zu fürchten, da bei dem Mangel eines allgemeinen deutschen Gesetzes wider den Nachdruck, bei den großen Verbindungen, welche die Gesammtheit der Nachdrucker, besonders in dem südlichen Deutschland, den Rheingegenden und Oesterreich unter sich unterhält, und bei der Art, wie selbige ihre Fabrication und ihren Absatz zu bewirken suchen, ihnen nichts leichter ist, als sich eines Werkes, das der ursprüngliche Unternehmer mit jahrelanger Arbeit und mit Gefahr seines Vermögens kaum zu Stande gebracht hat, gleich bei seiner Erscheinung zu bemächtigen und es durch die bloße mechanische Anstellung einer Anzahl Setzer und Drucker schon in wenigen Wochen zu Stande zu bringen. Bei dieser Lage der Sachen, welche noch jetzt (was die deutschen Bundesstaaten betrifft) insbesondre in Würtemberg und Baden fortdauert, ungeachtet in der deutschen Bundesacte bereits der Grundsatz der Nichtzulässigkeit des Nachdrucks in dem ganzen Umkreise der deutschen Bundesstaaten ausgesprochen ist, blieb dem rechtmäßigen Unternehmer nur Ein Mittel zur Sicherung seines Eigenthums übrig.

Dieses Mittel fand sich in der Bestimmung des würtembergischen Gesetzes, daß der rechtmäßige Verleger eines in Würtemberg bereits nachgedruckten Werks doch für eine neue wesentlich verbesserte

Auflage desselben ein Privilegium erwerben kann, wenn er noch vor ihrer wirklichen Erscheinung geziemend darum nachsucht; und der Unternehmer mußte sich nothgedrungen entschließen, dies Mittel zu ergreifen, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, ein mühsam erworbenes Eigenthum nach und nach ganz zu verlieren. Unter so gebieterischen Umständen glaubt er von der Billigkeit seiner zeitherigen Käufer voraussetzen zu dürfen, daß sie ihm die früher gelegentlich gegebne allgemeine Zusage, vor Beendigung des ganzen Werks und überhaupt in den ersten Jahren keine neue wesentlich verbesserte Auflage zu besorgen, gern erlassen werden, um so mehr, da sie ja nichts dabei verlieren.

Eine nähere Untersuchung des Nachdrucks selbst zeigte übrigens sehr bald, daß darin für die innere Vervollkommnung des Werks so viel wie nichts geschehen war. Alle sogenannten Vermehrungen und Verbesserungen beschränkten sich am Ende auf ein halbes Dutzend Artikel in jedem Bande, und waren gegen die Masse des Ganzen für nichts zu rechnen. Die in das Original eingeschlichenen Druckfehler waren nicht nur größtentheils wiederholt, sondern auch noch mit unzähligen neuen vermehrt worden. Ja der Nachdruck war nicht einmal nach dem neuesten Druck des Originals, sondern nach einem frühern gemacht, und sonach einige augenscheinliche Unrichtigkeiten, so wie eine große Anzahl Artikel, welche die Redaction schon durchaus verbessert und dem Zweck des Ganzen mehr angepaßt hatte, in ihrer ersten minder zweck- und zeitgemäßen Gestalt wieder abgedruckt worden. Wir nennen in dieser Hinsicht unter andern nur die Artikel Anaxagoras, Biere, Bückler, Edda, Elba, Föderativstaaten, Freibriefe, Al. v. Humboldt u. s. w. Daß bei solchen Nachlässigkeiten vollends nicht daran gedacht war, dem Werk überhaupt einen höhern Charakter zu geben, wohin das unablässige Bestreben des Unternehmers geht, bedarf wohl keiner weitern Erwähnung. Ja, da ein Theil des Macklotschen Nachdrucks außerhalb Würtemberg gemacht wird, in einem Lande, wo die Censurbehörden andre Grundsätze befolgen, so dürfte das Werk überhaupt nicht einmal in allen Artikeln vollständig oder unverstümmelt nachgedruckt werden, und diese Auslassungen und Verstümmelungen möchten wohl meistentheils die wichtigsten Artikel treffen.

Um so mehr sind wir dagegen bemüht gewesen, so viel es nur immer die Kürze der Zeit gestattete, auf diese neue Auflage die größte Sorgfalt zu wenden, und dadurch zugleich aufs Neue den Beweis zu führen, daß die Vertheidiger des Nachdrucks durchaus Unrecht haben, wenn sie ihn als ein Mittel zur Förderung der Literatur und Völkerbildung darzustellen suchen, und daß ein literarisches Unternehmen mit Einheit und Consequenz nur von denen seine Vervollkommnung erhalten kann, von denen es ausgegangen ist; welche stufenweise Vervollkommnung aber durchaus nicht Statt finden könnte, wenn der Nachdruck allgemein würde, indem es dann den ersten Unternehmern an Gelegenheit und Vertrauen fehlen würde, neue Auflagen zu veranstalten.

Demnach wurden alle Kräfte aufgeboten, um den sieben ersten Bänden in dem neuen Abdruck alle diejenigen Bereicherungen zu geben, welche die immer gesteigerten Forderungen der Redaction erheischten; eine Menge wichtiger neuer oder vorher übersehener Artikel wurde eingeschaltet, eine große Anzahl anderer gänzlich neu bearbeitet, manche verhältnißmäßig zu lange zweckmäßig abgekürzt; veraltete, oder deren Gegenstände kein Interesse mehr hatten, ganz gestrichen; überhaupt auf die stylistische Ausfeilung und die harmonische Beschränkung oder Erweiterung aller Artikel die größte Sorgfalt gewendet; endlich, und insbesondre allenthalben, der neueste Zustand der Dinge und die neuesten Verhältnisse der Personen nach den besten Quellen berücksichtigt, so daß das Ganze als ein neu geschaffnes Werk betrachtet werden kann. — So war, während Macklot beschäfftigt war, die resp. 3. und 2. Aufl., und nicht einmal in ihrer neuesten, sondern in einer älteren oder ihrer ersten Gestalt nachzudrucken, der rechtmäßige Unternehmer seinerseits beschäfftigt, dieser seiner neuen Auflage auf eben bezeichnete Weise die möglichste Vollendung zu geben, und betrieb die Ausführung mit äußerster Energie. Sobald zwei Bände derselben vollendet waren, erlaubte er sich, bei des jetzt regierenden Kö-

nigs von Würtemberg Majestät, in Beziehung auf die Bestimmungen des unter der vorigen Regierung gegebnen, dermalen noch gültigen, Gesetzes um ein Privilegium geziemend nachzusuchen, welches ihm auch auf sechs Jahr huldreichst ertheilt wurde. Zugleich veranlaßte die persönliche Anwesenheit des Unternehmers in Stuttgard eine Annäherung zwischen ihm und dem Buchdrucker Macklot, und Letzterer hatte die Billigkeit, sich freiwillig nicht nur zu einiger Entschädigung für die Vergangenheit zu verstehen, sondern auch, nach Verkauf seiner einmal angefangnen Auflage, für die Zukunft auf jede Wiederholung derselben, in welcher Gestalt es auch seyn möchte, Verzicht zu leisten. Auf diese Weise ist die Unternehmung in ihrer jetzigen Gestalt möglichst gesichert und wieder einzig in den Händen ihres rechtmäßigen Besitzers. Neue Störungen fürchtet derselbe um so weniger, als sich mit Recht erwarten läßt, daß der Bundestag, den Bestimmungen der deutschen Bundesacte gemäß, dem schändlichen und schädlichen Nachdruckerhandwerk, das nur noch in Deutschland ungestraft ausgeübt werden darf, bald Einhalt thun und Schriftstellern und Verlegern ihre Rechte und ihr Eigenthum eben so bestimmt sichern werde, wie dies längst in allen andern polizirten Staaten von Europa geschehen ist; sich auch ohnehin andre Nachdrucker an dem, was eben jetzt geschieht, spiegeln und einsehen werden, daß gerade dies Buch sich am wenigsten für sie eigne.

Um aber die Besitzer der frühern Drucke dieses Werks schadlos zu halten, sollen ihnen alle diejenigen Artikel, welche in dieser vierten Auflage neu oder ganz umgearbeitet erscheinen, in einem oder zwei Supplementbänden, die übrigens auch den Besitzern des Nachdrucks willkommen seyn müssen, zu einem möglichst niedrigen Preise nachgeliefert werden; und wir glauben dadurch gegen die früheren Käufer des Originals alle Verpflichtungen zu erfüllen, auf die sie billigerweise Anspruch machen können.

Hinsichtlich des achten, neunten und zehnten Bandes haben wir nur noch zu bemerken, daß diese für alle Auflagen völlig gleich sind, da sie nach einerlei Satz abgedruckt werden, und wenn wir bei dem einen Theil der Exemplare dieser drei Bände auf dem Titel 2te und in der Norm neue Auflage, auf den andern Exemplaren aber 4te Auflage beim 8ten Bande angeben, und weiterhin beim 9ten und 10ten Bande angeben werden, so ist dies einzig der Uebereinstimmung wegen geschehn, damit die frühern Besitzer das Werk vom 1ten—4ten Bande mit der Angabe 3te, und vom 5ten Bande an mit der Angabe zweite, die nunmehrigen Käufer aber alle zehn Bände in Titel und Norm gleichförmig, mit der Angabe 4te Auflage haben sollten.

Ungeachtet die Preise des Papiers und Drucks fast um ein Viertel gestiegen sind, ungeachtet die Honorare bedeutend erhöht worden und jeder Band um ein Drittel stärker geliefert wird, als die ursprüngliche Verpflichtung besagt — im Durchschnitt fast 60 Bogen statt 40 — ungeachtet endlich die Herbeischaffung aller erforderlichen Materialien einen immer größern Aufwand erfordert; so wird der Unternehmer dennoch den Preis des Werks wenigstens vor gänzlicher Vollendung desselben nicht erhöhen, und er hofft dadurch ein so unentbehrliches Hülfsbuch um so leichter unter alle gebildete Stände zu verbreiten.

Für diejenigen, welche den Titel Conversations-Lexicon weiter nicht ganz angemessen finden möchten, haben wir noch einen zweiten hinzugefügt, der auch in seiner Einfachheit die Idee des Werks hinlänglich bezeichnet. Ueber diese glauben wir uns hier um so weniger noch weiter verbreiten zu dürfen, als wir auf einen früher hier schon abgedruckten Auszug aus einer Recension verweisen können.

Nur einem Tadel erlaube man uns noch zu begegnen, welcher die steten Veränderungen, Zusätze oder Weglassungen treffen könnte, die man jedesmal, so oft unser Werk neu erscheint, darin wahrnimmt. Dabei ist freilich nicht zu vermeiden, daß nicht immer noch von dem einen Leser dieser, von dem andern ein andrer Gegenstand anders gewünscht, auch manches Weggelassene ungern entbehrt werden sollte. Eben so wird man immer eine Anzahl neuer Artikel vermissen, welche man mit Recht in demselben zu suchen hätte. Diese Mängel liegen theils in dem Wesen eines

Werks dieser Art, das sich zwar theilweise der Gegenwart anpaßt und anpassen muß, ihr aber doch nicht schnell genug folgen kann; theils in der Unmöglichkeit, mehr als das Allgemein-Interessante, und selbst dies vollständig darin aufzunehmen; theils in dem steten Wechsel dessen, was eben interessirt, so daß Einzelnes, was heut mit Recht seinen Platz darin findet, das nächstemal als vergessen oder veraltet nothwendig ausgeschieden werden muß (wie es z. B. wahrscheinlich dem jetzt aufgenommenen Propheten Adam Müller künftig ergehen wird, und wie es eben vielen ephemeren Revolutionsmännern, französischen Generalen und andern Zeitartikeln ergangen ist); theils endlich in der absoluten Unmöglichkeit über alles Neue, worüber die Redaction dem Publicum gern Bericht geben möchte, sogleich richtige und belehrende Notizen erhalten zu können.

Nicht mit Unrecht hat man sich bei den bisher erschienenen Bänden dieses Werks in ihren wiederholten Auflagen oft über unreinen und schlechten Druck und zu geringes Papier beschwert. Auch dafür ist von dem Herausgeber bei dieser vierten Auflage möglichst gesorgt worden, und da der Druck der ersten acht Bände in vier verschiedenen Officinen Statt fand, so hat dadurch außer der schnellen Förderung auch noch erreicht werden können, daß alle Bände, mit Ausnahme eines einzigen, mit ganz neuer Schrift, aus der trefflichen Schriftgießerei des Hrn. Walbaum in Weimar, gesetzt werden konnten; auch ist auf reinen und saubern Druck und auf gutes und festes Papier alle Sorgfalt gewendet worden. Die Ausgabe auf feinem Papier läßt nichts zu wünschen übrig, und für einzelne Liebhaber sind auch, jedoch nur in geringer Anzahl, Exemplare auf Velinpapier mit veränderten Stegen in Median-Format abgedruckt worden, die selbst jede Pracht-Bibliothek zieren werden.

Daß unser Werk mit dem sogenannten kleinern Conversations-Lexicon nicht das mindeste gemein habe, noch daß Letzteres als Auszug aus demselben betrachtet werden dürfe, wie der Titel leicht glauben machen könnte, bedarf keiner Erwähnung für den, der beide Werke auch nur flüchtig angesehen hat. Beide haben ganz verschiedene Verfasser, Redactoren und Verleger, und wollen ganz verschiedenen Bedürfnissen und Ansprüchen Genüge leisten.

Altenburg (in Sachsen), am 15. März 1817.

F. A. Brockhaus.

II.

Anzeige.

Herr Macklot in Stuttgard hat dem 4ten Bande seines Nachdrucks des Conversations-Lexicons vordrucken lassen, daß

> „in Folge einer Uebereinkunft zwischen dem ersten Unternehmer des Conversations-Lexicons, Herrn Brockhaus in „Altenburg, und ihm der Druck seiner Ausgabe von nun an „unter Zustimmung von diesem fortgesetzt und beendigt würde."

Indem ich dies meinerseits an und für sich bestätige, dürfte es jedoch nicht überflüssig seyn, zugleich nachträglich und zur Erklärung anzuzeigen, daß

> **Se. Königl. Majestät von Würtemberg mir, dem ersten Unternehmer und rechtmäßigen Eigenthümer des Conversations-Lexicons, unterm 14ten Januar dieses Jahres, ein Privilegium auf sechs Jahr für eine Vierte Auflage dieses Werks und für künftige Auflagen desselben, welche in**

diesem Zeitraum etwa erscheinen könnten, huldreichst ertheilt und allen Nachdruck und Verkauf eventueller andrer Nachdrücke dieser vierten und der künftigen Auflagen in den Königl. würtembergischen Landen bei der gesetzlichen Strafe verboten haben.

Dieses huldreich ertheilte Privilegium auf die vierte Auflage hob die von Herrn Macklot gesetzlich erworbene Befugniß zum Nachdruck der dritten Auflage aber nicht auf, und ich hielt unter diesen Umständen eine Uebereinkunft zwischen Herrn Macklot und mir, vermöge welcher ich auf mehrere andere eingeleitete Maaßregeln gegen ihn und seinen Nachdruck der dritten Auflage Verzicht leistete, der Lage der Sache am angemessensten

Ein umständlicher Bericht über meine neue vierte Auflage wird ehestens in allen Buchhandlungen zu erhalten seyn. Hier bemerke ich nur vorläufig, daß der 8te, 9te und 10te Band bei der vorhergegangenen und dieser 4ten Auflage ganz gleich sind, und daß die wichtigsten Verbesserungen, so wie die neuen Artikel der ersten 7 Bände in einem Supplementbande zu einem sehr billigen Preise den früheren Käufern dieses Werks nachgeliefert werden sollen, wodurch ich nach Recht und Billigkeit jedem Gnüge zu leisten denke. Dieser Supplementband wird den Besitzern des Nachdrucks ebenfalls unentbehrlich werden.

Alle deutsche Buchhandlungen, so wie Privatpersonen, können schon von jetzt an ihre Bestellungen auf die 4te Auflage an den Unterzeichneten abgehen lassen, da bereits sechs Bände derselben fertig sind und die zwei noch fehlenden es bis zum ersten Mai werden.

Der Pränumerationspreis für alle zehn Bände ist auf Druckpapier 12 Thlr. 12 Gr., oder 22 Fl. 30 Kr. rhein., auf Schreibpapier 18 Thlr. 18 Gr., oder 33 Fl. 45 Kr. rhein., und auf Velinpapier in größerem Format 40 Thlr. oder 72 Fl. rhein. Privatsammler, die 7 Expl. nehmen, und sich an mich direct wenden, erhalten wie zeither auf 6 Exempl. das 7te frei.

Der 9te Band, für alle Auflagen gleich, erscheint im Laufe dieses Sommers, und der 10te und letzte zu Ende dieses Jahres.

Altenburg (in Sachsen), den 15. März 1817.

Brockhaus.

III.

Anzeige,
meine poetischen Preisaufgaben
betreffend.

Indem ich mich allen denen, welche die von mir im vorigen Jahr gestellten drei Preisaufgaben mit ihrer Concurrenz beehrt haben, zu besonderm Dank verpflichtet fühle, beeile ich mich, hiermit anzuzeigen, daß ich die gesammten bis zum 31sten December 1816, als dem festgesetzten Termin, zahlreich eingegangenen Gedichte bereits zur Beurtheilung übergeben habe, und daß ich das Resultat derselben zu seiner Zeit bekannt machen werde. Ich kann vorläufig hinzusetzen, daß, wie ich hoffe, keine der bezeichneten drei Dichtungsgattungen ohne irgend einen Preis bleiben werde.

Bei einem im Ganzen, wie es scheint, so günstigen Erfolg eines nicht ohne einige Bedenklichkeit gewagten Versuchs stehe ich nicht an, die-

selben Preisaufgaben für das laufende Jahr nicht nur zu wiederholen, sondern auch noch drei neue Preise hinzuzusetzen.

Demnach bestimme ich, wie das erstemal, einen Preis von zwanzig Friedrichsd'or für das beste Gedicht, so fern es den Forderungen einer gerechten Kritik entspricht und folglich ein vorzügliches ist:

1) in der poetischen Erzählung, wobei Stoff, Gattung und Einkleidung dem Dichter frei bleiben;
2) in der Idylle, sie sey nun rein ideal, oder mehr oder weniger der Wirklichkeit entlehnt;
3) in der poetischen Epistel aus dem Gebiet des Lebens oder der Kunst, wobei nur die Heroide ausgeschlossen, eine didaktische Tendenz hingegen als besonders willkommen bezeichnet wird

Ueberdies erbiete ich mich, das gelungenste Gedicht nach dem gekrönten in jeder Gattung, wenn es sich zur Aufnahme in die Urania eignet, mit vier Friedrichsd'or für den Bogen zu honoriren.

Die Wahl der Versart, so wie die ganze äußere Form und Einrichtung, werden ganz der Willkühr des Dichters anheimgegeben; eben so wenig kann ich die Absicht haben, bei den Schwierigkeiten, welche die harmonische Begränzung eines Kunstwerks hat, die einzig durch sich selbst bedingt wird, den Umfang scharf zu bestimmen, und ich fürchte nicht, mißverstanden zu werden, wenn ich andeutungsweise wiederholt auf Pope's Lockenraub (798 V.) und Versuch über den Menschen (1304 V.) hinzeige. Näher habe ich mich über die ganze Veranlassung zu diesen Preisaufgaben in meiner ersten Aufforderung, die in der Urania für 1817 wiederholt ist, erklärt, worauf ich mich hier beziehe.

Ferner bestimme ich drei Preise, jeden von sechs Friedrichsd'or, für das vorzüglichste Gedicht in der Gattung der Ode, der Elegie, und für den schönsten Sonettenkranz, in so fern sie überhaupt eines Preises würdig befunden werden. Auch hier bleiben Stoff und Form, so weit sie nicht durch die Aufgabe selbst bestimmt sind, der Wahl des Dichters überlassen, und gleich willkommen wird eine mit pindarischem Feuer oder in anakreontisch-tändelnder Weise gedichtete Ode, eine Elegie im Geiste der Alten oder Neuern, eine mehr oder minder zusammenhängende Sonettenreihe im Geiste Petrarca's oder Berni's, A. W. Schlegels oder Freimund Reimar's seyn.

Die gekrönten Gedichte werden in der Urania abgedruckt, und ich bedinge mir an ihnen das Verlagsrecht auf fünf Jahre aus, nach welchen sie an den Verfasser als freies Eigenthum zurückfallen.

Der Termin der Einsendung ist bis zum 31sten December 1817. Die zur Concurrenz bestimmten Gedichte erbitte ich unter meiner Adresse nach Altenburg (in Sachsen) oder nach Leipzig, mit Beobachtung der bei Preisbewerbungen üblichen Formen, (d. h. daß der Name des Verf. in einem versiegelten Zettel angegeben wird und dieser Zettel ein Motto erhält, das auf dem Gedicht selbst wiederholt wird), und lade alle, welche die Musenkunst üben und der Urania günstig sind, freundlichst zur Theilnahme ein.

Altenburg, den 30sten Januar 1817.

F. A. Brockhaus.

IV.

Arthur, Herzog von Wellington. Sein Leben als Feldherr und Staatsmann. Nach englischen Quellen, vorzüglich nach Elliot und Clarke, bearbeitet und bis zum September 1816 fortgesetzt. Leipzig und Altenburg: F. A. Brockhaus, 1817. gr. 8. Vorerinnerung X. 498 S. Anh. 70 S. u. Register 4 S. 2 Thlr. 12 gr. sächs. (4 Fl. 30 Kr.)

Die erste vollständige, aus den besten Quellen bearbeitete Lebensbeschreibung des berühmten Feldherrn! Das Werk von Elliot, welches die kritischen Zeitschriften der Engländer „aus goldnen Stoffen gebildet" nennen, liegt dabei zum Grunde. Das weitschichtige Werk von Clarke wurde verglichen und benutzt, Einzelnes berichtigt, und das Ganze nach englischen, französischen und deutschen Nachrichten bis zum September 1816 fortgesetzt. Man findet also darin die Theilnahme des Herzogs an den Congreßverhandlungen zu Wien, seinen Feldzug in Belgien 1815, und seinen politischen Einfluß auf das Schicksal Frankreichs vor und seit dem letzten Frieden. Hierdurch erhält die deutsche Bearbeitung einen Vorzug vor dem Original und vor der französischen Uebersetzung desselben. Denn auf 568 S. ist es reicher an Inhalt, und umfaßt einen größern Zeitraum, als das Original, welches auf 655 enggedruckten, großen Octavseiten nur die Zeit bis zum 24sten August 1814 enthält. Die üppigen Auswüchse desselben sind nämlich in der deutschen Bearbeitung weggeschnitten, doch ist an dem Plan des Werks und im Wesentlichen nichts geändert worden. Es beschränkt sich nicht auf die Person des Herzogs, sondern umfaßt zugleich alle Verhältnisse, unter denen er wirkte; daher verbreitet es viel Licht über die Zeitgeschichte Indiens, über den Gang des portugiesisch-spanischen Freiheitskriegs, über die Geschichte der Regentschaft in Spanien und über ähnliche Gegenstände. Sein Werth für die Staatsgeschichte ist aus dieser Ursache in England und Frankreich anerkannt. Die Kriegsgeschichte hat der Verfasser nicht allein aus öffentlichen, sondern auch aus Privatberichten geschöpft, und nicht selten die des Feindes auszugsweise gegenübergestellt. In der Darstellung des Helden spricht fast nur sein Leben; der Geschichtschreiber wird höchst selten Lobredner. Aus dem Ganzen aber geht allerdings ein Bild des Mars hervor, nicht wie ihn Statius und Claudian mit grellen Farben malen, ungeberdig, nur auf zermalmende Gewaltstreiche sinnend, die umsichtige Klugheit verachtend, sondern wie Homer ihn zeichnet, in dem besonnenen, von Minervens Schutz stets beschirmten Ulysses. Wellington ist nicht, gleich Marlborough und Andern, einer von den durch den Krieg gemästeten Feldherrn, welche Aristophanes einem ungeschlachten Riesen, dem Kriege, als Mörserkeule dienen läßt, mit denen er in einem ungeheuren Mörser die griechischen Staaten zerstampft: Wellingtons Leben ist ein treues Abbild von Marmontels Belisar.

IV.

Arthur, Herzog von Wellington. Sein Leben als Feldherr und Staatsmann. Nach englischen Quellen, vorzüglich nach Elliot und Clarke, bearbeitet und bis zum September 1816 fortgesetzt. Leipzig und Altenburg: F. A. Brockhaus, 1817. gr. 8. Vorerinnerung X. 498 S. Anh. 70 S. u. Register 4 S. 2 Thlr. 12 gr. sächs. (4 Fl. 30 Kr.)

Die erste vollständige, aus den besten Quellen bearbeitete Lebensbeschreibung des berühmten Feldherrn! Das Werk von Elliot, welches die kritischen Zeitschriften der Engländer „aus goldnen Stoffen gebildet" nennen, liegt dabei zum Grunde. Das weitschichtige Werk von Clarke wurde verglichen und benutzt, Einzelnes berichtigt, und das Ganze nach englischen, französischen und deutschen Nachrichten bis zum September 1816 fortgesetzt. Man findet also darin die Theilnahme des Herzogs an den Congreßverhandlungen zu Wien, seinen Feldzug in Belgien 1815, und seinen politischen Einfluß auf das Schicksal Frankreichs vor und seit dem letzten Frieden. Hierdurch erhält die deutsche Bearbeitung einen Vorzug vor dem Original und vor der französischen Uebersetzung desselben. Denn auf 568 S. ist es reicher an Inhalt, und umfaßt einen größern Zeitraum, als das Original, welches auf 655 enggedruckten, großen Octavseiten nur die Zeit bis zum 24sten August 1814 enthält. Die üppigen Auswüchse desselben sind nämlich in der deutschen Bearbeitung weggeschnitten, doch ist an dem Plan des Werks und im Wesentlichen nichts geändert worden. Es beschränkt sich nicht auf die Person des Herzogs, sondern umfaßt zugleich alle Verhältnisse, unter denen er wirkte; daher verbreitet es viel Licht über die Zeitgeschichte Indiens, über den Gang des portugiesisch-spanischen Freiheitskriegs, über die Geschichte der Regentschaft in Spanien und über ähnliche Gegenstände. Sein Werth für die Staatsgeschichte ist aus dieser Ursache in England und Frankreich anerkannt. Die Kriegsgeschichte hat der Verfasser nicht allein aus öffentlichen, sondern auch aus Privatberichten geschöpft, und nicht selten die des Feindes auszugsweise gegenübergestellt. In der Darstellung des Helden spricht fast nur sein Leben; der Geschichtschreiber wird höchst selten Lobredner. Aus dem Ganzen aber geht allerdings ein Bild des Mars hervor, nicht wie ihn Statius und Claudian mit grellen Farben malen, ungeberdig, nur auf zermalmende Gewaltstreiche sinnend, die umsichtige Klugheit verachtend, sondern wie Homer ihn zeichnet, in dem besonnenen, von Minervens Schutz stets beschirmten Ulysses. Wellington ist nicht, gleich Marlborough und Andern, einer von den durch den Krieg gemästeten Feldherrn, welche Aristophanes einem ungeschlachten Riesen, dem Kriege, als Mörserkeule dienen läßt, mit denen er in einem ungeheuren Mörser die griechischen Staaten zerstampft: Wellingtons Leben ist ein treues Abbild von Marmontels Belisar.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Koethe, Friedrich August, 1781-1850 / Koethe, Friedrich August, / Hasse, Friedrich Christian August,

Zeitgenossen Biographien u. Charakteristiken

Bd.: 2,2

Leipzig u. Altenburg 1817, erschienen 1818

Bibl.Mont. 1866-2,1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10718190-5